

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Der Beichtvater.

Der Beichtvater.

Roman

von dem Abbé * * *

Verfasser des „Verfluchten.“

Deutsch von A. Diezmann.

Autorisirte Ausgabe.



Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von E. F. Steinacker.
1866.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Viertes Buch.

Die Verirrungen 1
1. Die Bewerber 1
2. Die Beichte Jeannette's 14
3. Ein wichtiges Kapital 23

Fünftes Buch.

Der Herr in der Familie 31
1. Schwierigkeit dem Beichtvater Wort zu halten . . 31
2. Die Besorgnisse des Herrn von Chantonnay . . . 38
3. Die fromme Zofe 48
4. Schöne Lehren einen Mann zu lenken 56
5. Die beiden Pole 65
6. Weigerung den Pater Hieronymus als Gewissensrath anzunehmen 74
7. Eine erste Liebe 84
8. Zweiter Sieg 90
9. Auch eine Beichte 93
10. Schach dem Mönche 99

Sechstes Buch.

Die Katastrophe 109
1. Ein für den Mönch günstiger Zwischenfall 109
2. Fromme Correspondenz 120

Seite
3. Am Ufer der Creuse 126
4. Sollicitator ad malum 135
5. Das Autodafé 138
5. Das Autodafé. (Fortsetzung.) 147
6. Eine schreckliche Nacht 162
7. Das Opfer 177
8. Letzter Abschied von dem Glücke 185
9. Die Werbung 189
10. Die Liebe vom Gesichtspunkte des Paters Hieronymus 199
11. Eine Erklärung 202
12. Der Adel giebt Pflichten 209
13. Zorn des Mönches 212





Viertes Buch.

Die Verirrungen.

1.

Die Bewerber.

Die Familie Deville befand sich bereits seit vierzehn Tagen in Paris, als Helene sich zu der Marquise von Savinières begab. Diese empfing ihre Cousine mit Aeußerungen größter Zärtlichkeit. Sie sah ja in ihr schon die Schwiegermutter ihres Neffen. Um aber ihren Heirathsplan glücklich durchzuführen, mußte sie gleichzeitig gegen den Gemahl und gegen den Beichtvater auftreten und sie verheimlichte sich die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht. Da sie indeß genug Intriguengeist und Herrschgewalt in sich fühlte, auch die Kraft zu besitzen glaubte, alle Hindernisse zu besiegen, die sich ihrem Wunsch entgegenstellen könnten; da der Kampf, den sie zu beginnen gedachte, ihr nur ein Spiel zu sein schien, in welchem sie nicht nur ihre eigenen Karten, sondern auch die ihrer Gegner zu sehen hoffte, sagte sie sich:

„Erstens erhalte ich den Pater Hieronymus in vollkommener Sicherheit; er wird demnach glauben, ich handele im Interesse Chantonnay's, kann also gegen mich nichts unternehmen, während ich freie Hand gegen ihn habe.

Im schlimmsten Falle bleibt ihm ja als letzter Trost die kleine Marie. Zweitens stehe ich dem Pater Hieronymus bei, den Herrn Villaret ganz zu beseitigen. Drittens fasse ich, wenn dieser unschädlich gemacht ist, den Spießbürger Deville bei der Eitelkeit; er muß sich geschmeichelt fühlen, wenn er seine Tochter anmelden hört als: die Frau Gräfin von Savinières. Und dieser Gräfin Titel ist, wie er wohl weiß, ein gänz ächter, er wird sich im Ehecontracte und allen Urkunden finden, welche die Notare nach den Gesetzen zu entwerfen und abzufassen haben werden. Viertens werde ich mit der Frau sehr leicht fertig werden, wenn ich der Unterstützung des Mannes sicher bin. Wenn meine liebe Cousine sich zu sehr nach dem Beichtvater hinneigt, stelle ich das Gleichgewicht wieder her, indem ich die Autorität des Mannes vertheidige; unter solchen Umständen verrichtet man in dieser Weise eine gute That. Fünftens habe ich vielleicht gegen eine wirkliche entstehende Neigung anzukämpfen. Laurence ist in Villaret verliebt. Das erschreckt auch nicht. Man weiß ja, daß man auch einmal jung gewesen ist. Wenn man siebzehn Jahre zählt, giebt sich das Herz leicht hin und wird ebenso zurückgenommen. Mein Neffe ist ein hübscher junger Mann; er hat etwas unläugbar Vornehmes an sich; der sonnengebräunte Teint seines Gesichtes giebt demselben einen energischen Ausdruck, der ihm vortrefflich steht. Vielleicht stehen die äußern Vorzüge der beiden Papierverderber, Chantonnay und Villaret, über denen meines Neffen. Chantonnay mit seinem Gesicht „wie Milch und Blut“ ist wirklich nicht übel, aber seine Schönheit hat etwas sehr Gewöhnliches. Villaret ist wahrscheinlich ähnlich. Laurence mag vergleichen und die Aussicht auf den Gräfin-Titel wird nicht verfehlen den nöthigen Eindruck zu machen. Von dieser Seite habe ich wenig zu fürchten.“

In demselben Augenblicke, in welchem die Marquise, die an nichts mehr dachte als an die Verheirathung ihres Neffen, diese tröstlichen Gedanken hatte, sah sie ihre Cousine eintreten.

„Ach, liebes Kind! Welche prächtige Ueberraschung! Ich erwartete Dich erst nach etwa vier Wochen! Seit wann bist Du in Paris angekommen?“

„Seit vierzehn Tagen, liebe Cousine.“

„Seit vierzehn Tagen? Und Du besuchst mich erst heute? Das ist ja ein Verbrechen gegen die Freundschaft!“

„Mein Gesundheitszustand war seit einiger Zeit nicht der beste. Gleich am Tage meiner Ankunft ging ich zu dem Pater Hieronymus.“

„Das begreife ich. Der Seelsorger geht allem vor. Weißt Du übrigens, daß der Pater in dem Faubourg St. Germain förmlich Mode wird? Du bist glücklich zu preisen, daß er Dich bereits unter seine Beichttöchter aufgenommen hat“

„Ich bin sehr glücklich darüber,‘ antwortete Madame Deville mit einem Seufzer.

„Dieses Glück hätte Dich aber auch an Deine Cousine, an Deine so vieljährige Freundin, erinnern sollen. Ich hatte denn doch, glaube ich, Anspruch auf wenigstens Deinen zweiten Besuch.“

„Der gilt Dir allerdings und Du unterbrachst mich blos durch Deine freundlichen Vorwürfe in dem Augenblicke, als ich Dir erzählen wollte, daß ich bei der Ankunft zu Hause, nach einem langen Aufenthalte in der Kapelle, ohnmächtig wurde und seit dieser Zeit keinen Besuch empfangen oder gemacht habe.“

„Auch Madame Villaret, die Freundin aus der Pension, die Du wiedergefunden, hast Du nicht gesehen?“

„Auch Madame Villaret nicht.“

Und Madame Deville seufzete nochmals.

„Und den Sohn derselben?“

„Den habe ich seit seiner Abreise von Vareilles nicht gesehen.“

„Er kam nicht zu Dir? Unbegreiflich!“ sagte die Marquise, die in ihren Gedanken hinzusetzte: „sollte ich das unerwartete Glück haben, daß dieser alberne Heirathsplan bereits wieder aufgegeben?“

Ihre Freude war indeß von kurzer Dauer, denn Madame Deville fuhr fort:

„Armand ist alle Tage gekommen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Er war aber nur bei meinem Manne.“

„Nur bei Deinem Manne?“

„Gewiß, denn meine Töchter verließen mich keinen Augenblick.“

„Ich finde Dich in der That sehr verändert, liebe Helene, und wenn mich meine Ahnung nicht täuschet, ist Dein Leiden kein körperliches.“

„Es wäre wohl möglich, daß Du Recht hättest.“

„So öffne mir Dein Herz, liebe Cousine. Ist Herr Deville nicht mehr wie sonst ein wahres Musterbild eines Ehemannes? Ueberraschtest Du ihn vielleicht bei Deinem Kammermädchen? Das Ding ist hübsch und Du warst allerdings unvorsichtig als Du gerade sie in Dein Haus nahmest. Ich habe sie nur einmal gesehen und sie kam mir auf den ersten Blick ziemlich frei vor. . .“

„Ich bitte Dich, solche seltsame Muthmaßungen aufzugeben. Deville ist treu wie Gold.“

„So muß man anderswo suchen?“

„Auch nicht. Wenn Du es denn wissen willst, so muß ich Dir gestehen, daß ich in Vareilles einen Brief von dem Pater Hieronymus erhielt, der mir sehr streng, ja . . seltsam,

möchte ich sagen, vorkam. Er beklagte sich, daß ich ihm kein vollkommenes Vertrauen geschenkt habe."

„Ich fange an zu begreifen und vermuthe, daß die Sache des Paters — die meinige sein könnte."

„Wie so die Deinige?"

„Ja, die meinige. Wir werden uns beide gegen Dich verbünden."

„Laß das Scherzen, Louise. Wenn Du wüßtest, wie angegriffen meine Nerven bereits sind, würdest Du Mitleid mit mir haben."

„Ich scherze ganz und gar nicht, glaube mir."

„So sei barmherzig und erkläre Dich näher."

Madame Deville ließ den Kopf in die Lehne des Stuhles sinken, auf den sie saß. Sie schien sich im Voraus darein zu ergeben, Vorwürfe der Cousine anhören zu müssen und errieth sehr wohl, daß es sich um Armand handeln werde.

„Nun, liebe Helene, da ich nach Deinem Wunsche ernsthaft, etwa wie Dein Mann oder Dein Beichtvater, mit Dir sprechen soll, ich frage Dich: wundertest Du Dich nicht, daß Du keine Antwort von mir auf Deinen Brief erhieltest, der mir anzeigte, daß Du Deine Tochter verheirathen wolltest?"

„Allerdings; Dein Schweigen verletzte mich sogar einigermaßen."

„Mein Schweigen verletzte Dich! Du bist wunderlich. Helene, wenn Jemand sich verletzt fühlen konnte, so war ich es... Bedenke doch! Ich gebe mir alle mögliche Mühe, Dich in die Pariser große Gesellschaft zu bringen; ich finde, vor Deiner Abreise von meiner Villa in St. Germain ein Mittel, ein Dutzend meiner besten Bekannten dahin zu bringen, u. A. die Beichttöchter des Paters Hieronymus, der, wie ich glaube, größern Antheil an Dir nimmt als Du verdienst; ich biete Alles auf, Dich im besten Lichte erscheinen

zu lassen — ich verstehe mich nicht schlecht darauf — ich zwinge Dich, aus Deiner gewöhnlichen Zurückhaltung herauszutreten, ich sporne Deinen Geist, um ihn lebhafter zu machen; es gelingt mir auch; man findet Dich allerliebst, als eine Frau vom besten Tone; ich versichere, daß Dein Mann fünf bis sechsmal Millionair ist; einige Damen, die Söhne haben, ahnen bereits eine gute Heirath für dieselben; man ladet Dich ein und Du bist also aufgenommen. Der Pater Hieronymus meldet seinerseits Dich in seinen frommen Gesellschaften als reiche, freigebige und für die gute Sache der Kirche eifrige Frau an. Ich bin der sichern Meinung, Du gehörtest uns an und habest keinen andern Wunsch, als Deine Töchter in unseren Kreisen zu verheirathen; ich mache bereits darauf bezügliche Pläne und Du kündigest mir einfach an, daß Du Deine Tochter verheiratheteſt! Mit wem? mit einem Manne ohne Geburt, mit einem Villaret!"

„Du bist ungerecht; ich habe Dich nicht wie eine Fremde behandelt, denn nur Dir und dem Pater Hieronymus zeigte ich den Heirathsplan an. Darin bin ich sogar meinem Manne ungehorsam gewesen, denn er will von der Heirath vor der Vollziehung derselben durchaus nichts bekannt werden lassen. Villaret selbst ist übrigens aus einer angesehenen Beamtenfamilie."

„Helene, bleibe Dir consequent! Wenn Du Deine Töchter mit Advokaten, Notaren und Richtern, meinetwegen selbst mit Procuratoren verheirathen wolltest, brauchtest Du Dich nicht an Marquisen zu wenden."

„Du bist grausam, Louise!"

„Grausam? Keineswegs. Ich habe Dich lieb und möchte Dir sehr gern gefällig sein. Deine Mutter gehört einer sehr alten Adelsfamilie an und sagtest Du mir in St.

Germain nicht, sie wünsche nichts sehnlicher als Dich mit einem Manne von Geburt zu verheirathen?"

„Ja, das habe ich Dir gesagt."

„Hast Du mir nicht auch gesagt, es sei von einem gewissen Baron von Vernet die Rede gewesen?"

„Ja und ich schlug den Baron aus, weil ich Deville liebte."

„Und Du hast Dich nie nach dem Titel Baronin gesehnt?"

„Ich konnte höchstens bedauern, daß Deville keinen Titel habe."

„Hast Du nicht gegen mich hinzugefügt, Du begriffst den Ehrgeiz Deiner Mutter und um Deiner Töchter willen würdest Du selbst ehrgeizig sein?"

„Ja, auch das habe ich gesagt."

„Habe ich darauf nicht geantwortet, ich würde es übernehmen, schöne Partien für Laurence und Marie zu finden?"

„Allerdings warst Du so liebenswürdig gegen mich."

„So erkläre mir, wie Herr Villaret nahe daran sein kann, Dein Schwiegersohn zu werden."

„Ich könnte Dir antworten: ich weiß nicht, wie das zugegangen ist. Armand ist wirklich ein tadelloser junger Mann, ich liebe seine Mutter und dies steigert mein Wohlwollen gegen ihn; er besitzt so viel Geist und Liebenswürdigkeit, ist so natürlich, so zärtlich gegen seine Mutter, überhaupt fast weiblich, zartsinnig und sanft, während man es ihm doch anmerkt, daß er höchst energisch sein kann."

„Wirklich, Helene, Du machst mich besorgt, ich fürchte, daß Du selbst in den so zartsinnigen, so sanften und doch energischen jungen Mann verliebt bist. An der Stelle Deines Mannes würde ich eifersüchtig sein."

„Mein Mann ist nicht eifersüchtig, da er aber meine

Meinung über Armand kennt, glaubte er mir eine große Freude zu machen als er mir mittheilte, Armand halte um die Hand Laurences an."

„Und Du warst entzückt?"

„Ich würde es ohne Zweifel gewesen sein, wenn ich nicht aus unsern Unterredungen in St. Germain andere Hoffnungen geschöpft und wenn ich nicht dem Pater Hieronymus versprochen hätte, keinen wichtigen Entschluß zu fassen, ohne ihn um Rath zu fragen."

„Er wird sehr wenig davon erbaut sein, wie Du Dein Versprechen gehalten hast."

„Ich weiß es wohl, aber was konnte ich thun? Worauf hätte ich einen Widerspruch gegen eine Heirath gründen können, die Deville so vortheilhaft fand und die mir auch so erschienen sein würde, wenn . ."

„Wenn Du nicht gehofft hättest, doch eine bessere Partie zu finden, nicht wahr?"

„Nun ja! Uebrigens muß ich gestehen, daß dies in Bezug auf Villarets Persönlichkeit schwer sein dürfte."

„Geh! Man kann immer noch etwas Gutes finden und dazu einen Grafen= oder Marquistitel. Es ist freilich in den Romanen und Theaterstücken gewöhnlich, die beste Rolle den Nichtadeligen zu geben; diese besitzen alle guten Eigenschaften, wie die Adeligen alle Laster, in der Wirklichkeit dagegen ist es denn doch anders. In unseren Salons, liebe Helene, kann man sehr zartsinnige, sanfte und energische junge Herren finden."

„Ich weiß es . ."

„Warum hast Du dann Deinem Manne nicht erklärt, diese Heirath sage Dir nicht zu?"

„Du sprichst, als wäre das so leicht gesagt. Welche Gründe sollte ich meinem Manne gegen die Heirath angegeben?"

„Gründe? Gründe? Die findet man immer.“

„Nicht so leicht. Ich versuchte es mit einigen schüchternen Einwendungen, ich müßte doch mit der Tochter sprechen zc. Darauf antwortete er mir: „Gut! Sprich mit ihr!“ Ich sprach mit Laurence. Sie gestand mir, daß sie den jungen Mann liebe.“

„O Du Romanfrau! Die Zukunft der Tochter wegen eines solchen Ausspruchs auf das Spiel zu setzen! Liebe Helene, das Kind liebt heute und morgen liebt es nicht mehr.“

„Du kennst meine Laurence nicht.“

„Besser als Du kenne ich sie vielleicht. An Ausnahmecharactere glaube ich nicht. Kurz, auch ich habe mich mit ihrer Zukunft beschäftiget und ich dachte an eine ganz andere Person als Deinen Villaret. Mit dem Pater Hieronymus hast Du gesprochen; was sagte er?“

„Der Pater läßt sich durch minder menschliche Beweggründe leiten als wir; die Berechnungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes machen auf den frommen Mann keinen Eindruck. Indeß er hat Mitleid mit unsern Schwächen und so fand er es sehr natürlich, daß ich für Laurence eine hervorragende Stellung wünschte und wenn er nicht Gründe hätte, die ihn glauben lassen, das Seelenheil meiner Tochter würde durch ihre Ehe mit Armand gefährdet werden, würde er mir nicht rathen, einen Kampf mit meinem Manne einzugehen. Er wünschte bessere Nachweisungen.“

„Der Mönch ist klug,“ dachte die Marquise bei sich, „die Nachweisungen werden sich finden und entsetzlich sein. Die Jesuiten verstehen sich darauf, wenn es gilt, die zu beseitigen, welche ihnen hinderlich sind; die Dominicaner werden wohl eben so klug sein.“ Zu ihrer Cousine aber sagte die Marquise:

„Ich gestehe Dir aufrichtig, daß mir die Verbindung Laurences mit diesem Herrn Villaret nicht gefällt, da ich sie aber nur mit sehr weltlichen Gründen bekämpfen kann, da ich Deine Schwäche und auf der andern Seite die Hartnäckigkeit Deines Mannes kenne, so hatte ich mir vorgenommen, in die Sache mich nicht zu mischen. Wenn dagegen der Pater Hieronymus nach näheren Erkundigungen Dir beweiset, daß Du die Verbindung lösen müßtest, so bitte ich Dich, an mich Dich zu wenden, um Dir einen Mann für Deine ältere Tochter zuzuführen."

„Ich glaube, der Pater Hieronymus .."

„Ich weiß, was Du sagen willst: der Pater hat bereits seinen Schützling, wie ich den meinigen habe."

„In diesem Falle", sagte Madame Deville und sie versuchte zu lächeln, „werde ich mich in doppelter Verlegenheit befinden."

„Ganz und gar nicht. Dein Beichtvater wird gar nichts einwenden können gegen den Grafen . . . Beinahe hätte ich ihn genannt. Dazu ist es noch nicht Zeit. Sein Schützling kann der Gatte Deiner Marie werden; er ist, wie ich weiß, von gutem Adel, hat aber keinen Titel weiter. Laurence dagegen soll und muß Gräfin werden .. So, liebe Cousine, bleibe ich neutral Villaret gegenüber. Muß er weichen, so mache ich Laurence zur Gräfin .."

„Der Pater Hieronymus hat schon bestimmte Pläne .."

„Ueberlaß alles mir; ich übernehme es. Ich habe Dir einen Gewissensrath gegeben, was sehr gut ist für Dein Seelenheil und für Deine Stellung in der Welt. In Allem, was das Geistige und Moralische betrifft, neige ich mich vor den Entscheidungen Deines Dominicaners, wie ich mich denen meines Jesuiten-Paters füge, was dagegen das Zeitliche und Weltliche anbelangt, so ist es doch meist gut,

dasselbe von jenen zu trennen. Unsere lieben Beichtväter sind nur zu sehr geneigt, wie unser heiliger Vater, der Papst, das Weltliche und Geistliche vereinigen zu wollen."

„Du weißt ja aber doch auch, daß das Weltliche und das Geistliche oftmals gemeinsame Interessen haben. Der Pater Hieronymus hat mir das erklärt. Wäre dies nicht der Fall, so würde der fromme Mann sicherlich sich nur mit meiner Seele beschäftigen. Die Aufgabe ist allein schon groß genug. Wie vielerlei hat er mich zu lehren! Ich hielt mich für eine ganz christliche Frau und war eigentlich doch nur eine redliche Heidin . . Mein ganzes Leben lang werde ich Dir, liebe Louise, dankbar dafür sein, daß Du mich gewissermaßen genöthiget hast, vor diesem Engel in Menschengestalt nieder zu knien. Es ist gewiß ein schweres Kreuz für einen Mönch, welcher der Welt entsagte, sich mit dem zu beschäftigen, was in der Welt geschieht und für den Pater Hieronymus ist es gewiß noch schwerer als für jeden andern. Er gehorcht nur seinem Gewissen, wenn er sich um die Heirath Laurences und um mein Hauswesen kümmert; wenn er mich veranlaßt, mich in einen Kampf mit meinem Manne einzulassen, so gehorcht er auch seinem Gewissen. Bei dem Besuche, den er mir während meiner Krankheit machte, sprach er sehr ausführlich darüber und ließ mich in seinem Herzen lesen, wie ich ihn in dem meinigen. Welch schöne Seele enthüllte er mir! Wenn doch mein Mann sich auch seiner Leitung überlassen wollte!"

„Das kann auch noch geschehen."

„Nein, das hoffe ich nicht und das eben betrübt mich. Ach, selbst Laurence entzieht sich meinem Einflusse. Wenn Villaret wirklich ein schlechter Katholik ist und ich gebe ihm meine Tochter, so verderbe ich die Seele des lieben Kindes. Das Mädchen ist jetzt schon so wenig fromm!"

„Die Heirath darf nicht geschehen! In dieser Hinsicht gebe ich dem Pater Hieronymus vollkommen Recht. Seine Pflicht verlangt es, daß er den Löwen hindere das Schaf zu rauben, das sich schon etwas verirrt hat; weiter aber braucht er nicht zu gehen. Ich verlange, daß Laurence Gräfin werde und sie wird es werden."

„Ich würde mich darüber freuen, aber der Pater Hieronymus ..."

„Der Pater wird nichts Vernünftigeres einwenden können, wenn ich Dir den Grafen von *** vorstelle. Daß ich Dir seinen Namen jetzt noch nicht nenne, weißt Du. Der Schützling des Paters ist ein Herr von Chantonnay. Der Name ist bekannt und alt, aber er ist eben nur Herr von Chantonnay, nichts weiter."

„Darauf legt der Pater auch keinen Werth."

„Mag sein, aber wir, wir legen Werth darauf. Wenn Villaret beseitiget ist, wirst Du sehen und wählen."

„Villaret zu beseitigen wird nicht leicht sein. Siehst Du, Louise, mein Herz ist muthlos; alle solche Kämpfe erschrecken mich."

„Sehr mit Unrecht; bisweilen ist der Kampf ein Vergnügen; man lernt daran seine Kräfte kennen und wir Frauen besitzen mehr davon als wir in der Regel selbst glauben. Du wirst es auch noch erkennen. Wir sehen ja alle Tage, wie alberne Geschöpfe geistreiche Männer an der Nase herumführen und eine Frau wie meine liebe Helene sollte nicht durchsetzen was sie will? Folge Du nur den Rathschlägen des Paters Hieronymus und ehe ein halbes Jahr vergeht, wirst Du unbeschränkte Herrin sein. Eine Frage vergaß ich an Dich zu thun: hat Dein Mann Deinen Beichtvater gesehen?"

„Ja, der Pater hat ihm einen Besuch gemacht."

„Und wie nahm Deville ihn auf?"

„Ganz gut. Mein Mann liebt Lacordaire sehr und das Gespräch betraf ihn. Der Pater Hieronymus wollte das Wohlwollen meines Mannes gewinnen und es ist ihm gelungen."

„Vortrefflich! Morgen ist Dienstag. Du weiß, daß dies mein Empfangstag ist und ich rechne auf Dich, Deinen Mann und Deine Töchter."

„Mein Mann wollte Dir heute einen Besuch machen."

„Gut! Ich werde ihn mit alter Freundlichkeit empfangen. Sonst war er eifersüchtig auf meinen Einfluß auf Dich, durch meine Schuld; ich ließ es ihm merken. Jetzt werde ich klüger sein. Willst Du mit mir spazieren fahren? Wir fahren in das Wäldchen; da treffen wir wahrscheinlich den künftigen Gemahl Deiner Laurence."

„Das ist mir leider nicht möglich. Der Pater erwartet mich. Ich muß zu ihm gehen."

„Du seufzest dazu?"

„Ach, er hat mich in der letzten Beichte ahnen lassen, daß er mir wichtige Dinge zu sagen habe und ich zittere im Voraus."

„So fasse doch ein wenig Muth! Du fürchtest Dich vor Allem und Jedem. Liebe Freundin, Dein Gewissensrath ist ein Engel, ich weiß es; alle Gewissensräthe sind solche Engel; nur sind sie auch Menschen; anfangs leiten und führen sie uns, nach einiger Zeit lenken wir sie. Dann sind sie uns am nützlichsten; sie müssen für unsere Freunde, für unsere Verwandten handeln; sie kehren die Welt um auf einen Wink von uns."

„So weit bin ich noch nicht."

2.

Die Beichte Jeannette's.

Unter den Empfehlungen und Vorschriften, die Madame Deville von ihrem Gewissensrathe erhalten hatte, befand sich auch die: alle ihre Dienstleute zur Beichte zu schicken und die ohne Weiteres zu entlassen, welche die heiligen Gesetze der Kirche in diesem Punkte nicht befolgten. Ihre Pflicht sei es, allen ihren in diesem Punkte feststehenden Entschluß anzukündigen, weil Gott ein Haus, dessen Gebieterin gleichgiltig gegen seine Interessen und seine Ehre sei, nimmer segnen könne. — Die gehorsame Beichttochter sprach demnach in dieser Weise mit ihren Leuten.

Lorenz, der Kutscher, zog ein Gesicht. Er ging gewöhnlich nicht zur Beichte, obgleich er, nach den Gewohnheiten in seiner Heimath, selten die Messe in seinem Dorfe versäumte und allen Aberglauben seiner Landsleute theilte, bei denen feststand, daß der liebe Gott gut sei und man nicht nöthig habe, ihn gar zu sehr zu fürchten, während die Heiligen boshaft und rachsüchtig wären und alle die, welche nicht fleißig zu ihnen beteten, keine Gelübde an sie richteten und keine Kerzen ihnen anzündeten, durch Krankheiten und Unfälle aller Art straften.

Der Kammerdiener des Herrn Deville, ein nach Pariser Art geschulter Bursche und erst seit kurzem in dem Hause, schlug die Augen bescheiden vor der Dame vom Hause nieder, als sie ihren Willen erklärte, aber er war sogleich entschlossen, das seltsame Haus zu verlassen, wenn man sich anmaßte, in die Rechte seines freien Willens einzugreifen.

Die Köchin, die ziemlich bejahrt war, eine ehemalige Gastwirthin aus Bourganeuf, in ihrem Fache geschickt und

den schönen Erinnerungen aus ihrer Jugend treu, daß sie Herrn Emil von Girardin, dem Deputirten von La Creuse, brillante Diners besorgt habe, war bereit, der Dame zu gehorchen. Sie wollte zu Ostern zu dem ersten besten Geistlichen gehen. Als aber die Dame verlangte, sie solle bei ihrem Gewissensrathe, einem Mönche, beichten, bekreuzigte sie sich, als solle sie zum Teufel gehen. Die gute alte Köchin hatte alle die Geschichten noch im Kopfe, die in Winterabenden von den Alten von den sonstigen Mönchen erzählt wurden. Sie wußte selbst viel davon zu reden und zählte alle die Kinder auf, welche Mönche der alten Klöster in ihrer Heimath zu Vätern gehabt haben sollten.

Madame Deville hätte sie sofort entlassen, sie schlagen, sie in jeder Weise liebkosen können, sie würde die Köchin nicht vermocht haben, einem Kapuziner zu beichten und in ihren Augen war jeder Mönch ein Kapuziner.

Glücklicher war die fromme Madame Deville bei Jeannette, ihrem Kammermädchen.

Jeannette, eine Limousinerin von reinstem Blute, noch frisch und stark, obgleich nicht mehr in der ersten Jugend, war eine vollkommene Soubrette. Sie vergötterte ihre Herrin und die beiden Fräuleins Laurence und Marie. Diese waren ihre Welt, ihre einzige Welt und abgesehen von einer stillen Neigung zu Lorenz, der ihr gelegentlich, zu ihrer großen Freude, einen tüchtigen Schmatz auf ihre vollen Schultern gab, hatte sie keine andere Liebe auf Erden als zu der braven Familie, in der sie bereits seit fünfzehn Jahren lebte.

Bei der Ankunft in dem prächtigen Hause in Paris hatte die Limousinerin auf den Befehl ihrer Herrin ihre bescheidene ländliche Kleidung abgelegt, die sie immer getragen. Sie trug die weißen gesteiften Häubchen nicht mehr, nicht mehr den kurzen Rock, der ihre kräftige Wade

und den kleinen Fuß sehen ließ, auf den die Limousinerinnen mit Recht so stolz sind und nicht das grell bunte Tuch, das ihren Hals und ihre Schultern züchtig bedeckte. Madame Deville hatte ihr einen der kleinen Hüte gekauft, die den jungen Mädchen so sehr gefallen und die so frisch und verlockend in den Auslegefenstern hängen. Obgleich der Hut, der erste, welcher ihr volles prächtiges Haar bedeckte, recht bescheiden war, sah sie darin doch fast wie eine Dame aus. Das Kleid, das sie gleichzeitig erhalten hatte, reichte ihr bis auf die Fersen, ja es hatte fast eine Schleppe. Ein großer Shawl endlich vervollständigte ihren Aufputz. Gleich am nächsten Tage, nachdem Madame Deville ihren Wunsch ausgesprochen hatte, machte Jeannette sich auf den Weg zu dem Pater Hieronymus.

Als sie sich auf den Weg machte und an dem großen Spiegel ihrer Herrin vorüberging, fand sich Jeannette, obgleich sonst nicht eben eitel, gar nicht übel. Sie dachte unwillkührlich an ihre ehemaligen Bekannten und Freundinnen aus der Gegend von Vareilles, die keinen so schönen Hut, kein so schönes Kleid hatten; sie meinte sogar, sie könne sich sehr wohl neben der Frau des Herrn Maire von Vareilles sehen lassen.

Unterwegs prüfte sie dann ihr Gewissen. Es wurde ihr das nicht schwer und es währte nicht lange. Sie war ja „treu wie Gold", ihrer Herrin gänzlich ergeben, liebte die beiden Fräulein als wären sie ihre eigenen Töchter und hatte sich nichts vorzuwerfen, als die kleinen täglichen Anfälle von Ungeduld, die schlechte Laune, die Verdrießlichkeit, die nun einmal zu den Schwächen des weiblichen Geschlechts gehören. Das große Kapitel, von dem die Beichtväter so gern reden und welches die Weltleute das der Schooßsünden nennen, beunruhigte Jeannette nicht sehr. Sie war ein

züchtiges Mädchen. Wir wissen wohl, daß sie den Kutscher Lorenz lieber sah als den Gärtner in Vareilles, aber das geschah doch in allen Ehren. Sie konnte also wohlgemuth zur Beichte gehen; ihre Sünden sagte sie sehr schnell her; sie hätte bei dem lieben Gott zur Beichte gehen können.

Jeannette kam in der Kapelle an und traf den Pater in seinem Beichtstuhle. Es währte lange, sehr lange. Der Pater schwitzte, seufzte und drehete sich auf seinem Stuhle hin und her. Endlich sprach er den Segen und Jeannette eilte aus der Kirche, sie rannte mehr als sie ging und kam fast athemlos in dem Hause Devilles an.

Ich unternehme es nicht, obwohl ich Romanschreiber bin, alle die Gedanken, die sich in dem etwas beschränkten Kopfe der Limousinerin drängten, meinen Lesern zu erzählen. Aber ein Gewitter hatte sich aufgethürmt und es mußte sich bald entladen.

Mad. Deville war noch in ihrem Zimmer, im Morgen-Negligé, als die neue Beichttochter des Paters Hieronymus eintrat. Der Ausdruck ihrer verstörten Züge, das ungewöhnliche Feuer ihrer Augen, das Zucken ihrer Lippen und die glühende Röthe ihrer Wangen verriethen deutlich, daß Jeannette eine schlimme Zeit gehabt hatte. Mad. Deville dachte bei sich, es gehe doch nichts über die guten Patres, die sich nicht scheuten, selbst glühendes Eisen auf die Wunde zu legen, um die sündigen Seelen zu rühren. Der würdige Mann!

Jeannette hatte noch nicht drei Schritte in dem Zimmer gethan, als sie losbrach:

„Zu einem schönen Beichtiger haben mich Madame geschickt!“

„Wie so, Jeannette?“

„Zu einem schönen Beichtiger! Ich zittere noch, so habe ich mich geschämt.“

„Was meinst Du?“

„Was hat er eine Stunde lang, eine Stunde lang, Madame, gesagt!“

„Nun, er mußte gründlich gehen mit Deiner Beichte.“

„Zu gründlich! Zu gründlich. Beichtet man so?“

„Du bist sonderbar. Willst Du einen hochwürdigen Pater lehren, wie er Beichte hören soll?“

„O ja, Madame, ich weiß es wohl, wie man beichtet. Ich beichte heute nicht das erste mal, da ich ja fünfzehn Jahre schon bei Madame und den Fräuleins bin und schon ehe ich zu Ihnen in das Schloß kam, hatte ich gebeichtet. Ich wiederhole, Madame, so beichtet man nicht.“

„Sprich doch deutlicher.“

„Deutlicher soll ich sprechen? Das wird mir nicht schwer werden, weil ich noch ganz heiß bin. Herr, mein Gott, wenn mir Jemand gesagt hätte, ein Mann könnte mich, ein Mädchen, solche Dinge fragen!“

„Ach ja, ich errathe, der Pater wollte Dein Gewissen bis auf den Grund prüfen.“

„Madame spricht das so leicht aus. Auf den Grund, ja bis auf den Grund! Und das nennen Sie beichten?“

„Gewiß, mein Kind.“

„Und diesem Manne beichten Sie auch?“

„Gewiß.“

„Und er richtet auch so Fragen an Sie über gewisse Dinge?“

„Warum nicht? Man muß sich aufklären lassen.“

„Und Sie gehen zweimal zu diesem Manne?“

„Ohne Zweifel.“

„Und das finden Sie nöthig zu Ihrer Frömmigkeit?“

„Ich bin eine Frau wie eine andere und unterwerfe mich dem Geistlichen."

„Madame nennen den einen Geistlichen? Ich nenne ihn einen schlechten Kerl."

„Jeannette! Schweig! Was Du da sagst, ist ja gräßlich und sündhaft. Ein so guter Pater, der sich so viel Mühe giebt, daß die Sünde nicht in der Seele bleibe!"

„Daran läßt er es nicht fehlen; er würde sogar herausziehen was nicht darin ist und er lehrte wohl hundert Sünden, von denen man nichts weiß."

„Aber was ist denn geschehen?"

„Was geschehen ist? Für mich schäme ich mich nicht; ich kann Ihnen alles sagen. Fragen Sie den Pfarrer von Souterraine; er ist ein würdiger Mann, wie Sie wissen. Er wird Ihnen sagen, wie ich bin. Bei ihm beichtet die ganze Gemeinde. Dreißig Personen stehen um seinen Beichtstuhl herum; für jede fünf oder sechs Minuten, Zeit genug, um seine Sünden zu beichten; dann die Absolution und die Empfehlung, brav und Gott wohlgefällig zu sein. Weiter nichts, Madame. Der heilige gute Leonard, der Schutzheilige von Limousin, der ein Apostel war, Sie wissen es, ein Apostel, soll mich nicht empfangen an der Pforte des Paradieses, wenn ich jemals von anderer Beichte bei uns gehört habe. Man ist doch kein schlechtes Mädchen, Madame, daß man ausgefragt wird wie eine Angeklagte! Wozu nur nach all den Dingen fragen? Darf ein Geistlicher so neugierig sein? Und nach solchen Dingen? .. Ich möchte dem Respect vor Madame nichts vergeben, aber ich sage noch einmal: Der Mönch ist ein schlechter Kerl."

„Armes Mädchen, beruhige Dich! Du kennst den guten Pater nicht. Er wollte sich blos überzeugen, ob Du ein

braves und unschuldiges Mädchen seiest. Nun wird es vorbei sein . . . . ."

„Ja, vorbei! Das meine ich auch. Ganz und gar vorbei, das schwöre ich bei allen guten Heiligen . . Sehen Sie, Madame, ich weiß, ich sollte Ihnen solche Dinge nicht erzählen, aber eine ganze Stunde, eine volle Stunde hat er mich aufgehalten, so daß mir die Knie noch weh thun, nur um mich zu fragen . ."

„Dich zu fragen, ob Du Sünden begangen hast; deshalb ist er ja im Beichtstuhle."

„Freilich, aber was für Sünden! Verzeih's mir der liebe Gott, aber ich weiß nicht, woher er das alles hat, was er mir sagte; ich schäme mich viel zu sehr, es Ihnen zu wiederholen. Ich mußte ihm in dieser langen Stunde sagen, ob ich mich im Spiegel besähe, ob ich mich hübsch fände, ob ich stolz darauf wäre und andere solche Kindereien, über die ich schweigen will, dann ob ich schlechte Gedanken hätte. Ich bin so wenig ein Engel wie eine andere. Ich mußte ihm also antworten, daß ich allerdings schlechte Gedanken gehabt hätte. Da wollte er durchaus wissen, ob ich dabei geblieben wäre, worin diese schlechten Gedanken bestanden hätten und ob ich hätte thun mögen was ich gedacht; ob ich an Männer oder nur an einen Mann gedacht. Das war mir zu viel: ich wollte damit zu Ende kommen und sagte ihm, in meiner Heimath hätte ich viele Liebhaber gehabt und, Sie wissen es selber, es kam nur auf mich an, mich zu verheirathen, aber vorzuwerfen hätte ich mir nichts. Aber da wurde er erst recht eifrig und er sprach von einem stummen Teufel, wie von andern Dingen, die ich gar nicht verstand. Er ließ nicht ab und wollte durchaus wissen, ob ich nicht mit irgend einem Manne vertraulicher gewesen. Lügen wollte ich nicht, das werden Sie mir glauben, und

so sagte ich ihm denn, daß ich Lorenz lieber sähe als Andere. Da ging es wieder los; er fragte mich, ob ich ihm oft die Hand gäbe. Manchmal, sagte ich. „Küßt er Sie?" fragte er. „Ja," sagte ich, „aber sehr selten." Dann folgten noch dringendere Fragen: was ich dabei fühlte, ob ich Vergnügen dabei hätte; ob es Wünsche in mir erregte und welche? Das ging so fort und wurde immer schlimmer, so daß ich ihm endlich geradezu sagte: auf solche Dinge habe ich nichts mehr zu antworten. Er merkte wohl, daß ich ärgerlich wurde und er meinte: „Kind, meine Pflicht gebietet mir, Sie zu fragen und Sie über alles aufzuklären." Das ist eine dumme Pflicht von ihm; unser guter Pfarrer hatte sie nicht. Denken Sie, Madame, der Mann wollte sogar wissen, ob ich mich auf die Seite oder auf den Rücken lege, wenn ich zu Bette gehe! Ich bin auch nicht von Stein, wenn Lorenz, der doch ein braver Mensch ist, wie Sie wissen, sich hinter mich schleicht, mich umfaßt, mir einen derben Kuß giebt, dann wie ein Kobold lacht und davon läuft, um die Ohrfeige nicht zu bekommen, die ich ihm in solchen Fällen bereit halte. Soll mir das nicht gut thun? Und hat der liebe Gott etwas dagegen? Ist das eine Sünde? Ein Kuß ist ein Kuß und weiter nichts. Madame, Sie wissen, Lorenz will mich heirathen; bis dahin bleibe ich ein braves Mädchen. Wenn Lorenz mich fragt, ob ich ihn lieb habe, kann ich nicht lügen und sage also, ohne etwas Böses dabei zu denken: Ja, Lorenz, ich habe Dich lieb. Ihr Herr Pater aber meinte, das sei eine Sünde, wenn auch keine Todsünde. Kurz und gut, Madame, mir summt und brummt der Kopf von all den Dingen, die er darüber schwatzte. Alles kann ich Ihnen nicht einmal sagen."

„Du übertreibst, Jeannette."

„Nein, Madame; ich weiß wohl was ich gehört habe und was er mich gelehrt hat. Ei! Ei! Woher weiß denn der Mann solche Dinge? Wenn ich eine Mutter wäre, bei Gott und seinem heiligen Paradiese schwöre ich es, meine Töchter dürften nicht in den Beichtstuhl dieses Mannes gehen!"

„Du wirst Dich an ihn gewöhnen, arme Jeannette. Die Mönche wissen viel und wollen nicht, daß ihre Beichtkinder auch nur die kleinste Sünde aus Unkenntniß begehen. Es liegt ihnen so viel an der Reinheit der Seelen."

„Und deswegen müssen sie so viele schmuzige Dinge reden? Nein, nein! Ich bin auch nicht von gestern. Und glauben Sie, Madame, es wäre das alles gewesen? Er fragte mich genau nach Ihrem Alter, was Sie als Mädchen gewesen, aus welcher Familie Sie stammen, ob Sie Ihren Mann lieben, ob ich etwas über Sie gehört, ob Sie allein schliefen und dann .. ach ist der Mönch neugierig! Eben so über den Herrn ein langes Verhör, mit wem er umgehe, welche Zeitungen er halte, ob er oft zornig im Hause sei, ob er Sie liebe u. s. w. Dann fing er über Fräulein Laurence an; alles wollte er wissen, wie sie sei, was sie thue und was sie rede. Dann über Herrn Villaret, über Beider Liebe einige Fragen. Dann wollte er wissen, was im Hause bisweilen von ihm selbst, dem Pater, gesprochen werde, ob Sie oft an Herrn Courbon dächten. Zuletzt nahm er alle Dienstleute vor, ob sie zur Beichte gingen, ob sie treu wären, ob sie eine freie Sprache unter sich führten .. Ich für meine Person bin das erste und letzte mal bei ihm zur Beichte gewesen."

Madame Deville antwortete vorläufig darauf nicht.

3.

Ein wichtiges Kapitel.

Der Pater Hieronymus kam in kurzer Zeit drei oder vier mal in das Haus Devilles, Madame aber ließ einige Tage nach dem letzten Besuche desselben vergehen, bevor sie zu ihm in den Beichtstuhl ging. Fortsetzen wollte sie jedenfalls die wichtigen Unterredungen, welche ihr Haus zu einem Musterhause machen sollten.

Der Dominicaner kannte nach den Besuchen, die er gemacht hatte, das Haus vollständig. Die Ruhe und Würde Devilles hatte ihn in demselben einen ernsten, aber sanften Mann erkennen lassen. Seine Beichttochter, die Frau vom Hause, war wohl geistreich, aber auch geeignet, das Ideal einer Frau zu werden, die sich stets und überall durch den Gewissensrath leiten läßt. Laurence war ihm allerdings etwas selbstständig erschienen, aber wenn er sie nur erst vor sein Tribunal gebracht hatte, hoffte er sie schon nachgiebig machen zu können. Marie mit ihren Glutaugen hatte ihn angesehen etwa wie einen Engel, der vom Himmel herabgestiegen ist; an ihr zweifelte er also nicht. Daß Jeannette sich ihm widersetzen könnte, kam ihm gar nicht in den Sinn. Sein Plan stand also fest. Der Mann kam sicherlich früher oder später zu ihm. Eine Hauptsache war ihm, die Hand auf die beiden Erbinnen zu legen, die Kammerjungfer sich zu gewinnen, damit sie seine Pläne unterstütze und namentlich Einfluß auf eines der Mädchen zu Gunsten Chantonnay's übe.

Als Madame Deville zu ihm kam, erkundigte er sich eifrig nach ihrer Gesundheit und da sie antwortete, sie glaube vollständig von einem Unwohlsein hergestellt zu sein, das auch nicht von Bedeutung gewesen, sagte er:

„Ich habe auch inbrünstig zu Gott gebetet, damit sein Engel Sie hüte. Ich freue mich, daß mein schwaches Gebet erhört worden ist. Auch weiß ich, daß ich niemals vergebens um die Genesung derer, die mir theuer sind, am heiligen Altar gebetet habe. Gott lohnt so seine, wenn auch unwürdigen Diener, welche sich mit der Pflege der Seelen beschäftigen. Jetzt, bevor wir das so wichtige Kapitel der Prüfung Ihrer schwersten Pflichten im Hause und gegen Ihren Mann beginnen, lassen Sie uns über Ihr Haus sprechen. Wie steht es mit der Beichte Ihrer Leute? Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Gott ein Haus nicht segnen kann, in welchem die Dienstleute nicht zur Beichte gehen. So wenig streng ich bin, muß ich doch darauf bestehen, daß Ihre Leute fleißig beichten. Eine Ihrer weiblichen Dienstboten ist bei mir gewesen; alle kann ich nicht zur Beichte annehmen, obgleich das sehr gut sein würde; es fehlt mir dazu an Zeit.“

„Die Köchin, die schon alt ist und aus der Küche fast nicht herauskommt, hat mir versprochen, ihr Ostern zu halten.“

„Ostern halten! Eine schöne Art Frömmigkeit! Wie kann man die Regungen der Natur bekämpfen ohne häufiges Beichten! Indeß, sie ist alt, sie kommt kaum aus der Küche; glauben Sie, daß sie ihr Ostern hält?“

„Sie hat es mir versprochen.“

„Gut. Der Kammerdiener? Wie steht es mit dem? Woher ist er gekommen? Er sieht nicht vielversprechend aus.“

„Ich kenne ihn erst wenig. Er ist meinem Manne durch einen Freund zugeführt worden. Er besitzt viel Gewandtheit und ist ein wahrer Schatz für unser Haus, da wir viele Personen bei uns sehen werden. Mein Mann ist mit ihm sehr zufrieden.“

„Mein Gott, Kind, ohne es zu ahnen, thun Sie mir immer weh, wenn Sie bei allen meinen Fragen antworten: Mein Mann! Mein Mann! Sie haben, wie es scheint, gar keinen Begriff von dem, was eine christliche Mutter sein muß. Der Mann ist erst die zweite Person in einem Hause, wenn es ein christliches sein soll. Ihm liegen die äußern Angelegenheiten ob, die Verwaltung des Vermögens, der Frau aber, und zwar ausschließlich, das ganze Haus. Der Mann muß ihr darin vertrauen, der heilige Geist spricht es selbst, deshalb hat in meinen Augen die Ansicht des Mannes, seine Zufriedenheit mit dem oder jenem Dienstboten gar kein Gewicht, so lange es nicht gewiß ist, daß der Dienstbote ein treues Kind der Kirche ist. Verstehen Sie mich wohl, liebes Kind, um Grundsätze läßt es sich nicht handeln. Ist der so gewandte Diener ein guter Christ oder ist er es nicht? Geht er zur Beichte? Betet er Abends und früh?"

„Er kommt mir nicht sehr religiös vor, das muß ich gestehen. Vielleicht wird er in einem christlichen Hause . ."

„Das sind Hoffnungen, gut! Sie denken ihn für Gott zu gewinnen, er aber wird Ihr ganzes Haus für den Teufel gewinnen."

„Herr Pater . ."

„Auf junge Leute ist nicht zu rechnen, die schon in verschiedenen weltlichen Häusern gewesen sind, in denen man lebt wie das liebe Vieh. Eines solchen Menschen muß man sich entledigen."

„Das bringt mich in Verlegenheit . . Ich wage nicht mehr Ihnen zu sagen, daß er seinen Dienst tadellos verrichtet und daß ich alles zu fürchten habe, wenn ich meinem Manne den Vorschlag mache ihn zu entlassen."

„Den Vorschlag machen? O nein! Die Sache ist ja sehr einfach. Sie lassen den Menschen rufen und fragen: „Gehen Sie zur Beichte? oder: versprechen Sie mir als

guter Katholik zu leben?" Zögert der Mensch, so sagen Sie ganz einfach: „guter Freund, Sie passen nicht in unser Haus. Sie haben den Abschied." Das ist deutlich. Er weiß, daß er nicht bei Ihnen bleiben darf. Wollte Ihr Mann Miene machen, ihn zu behalten, so wird es dem Menschen nicht einfallen gegen Ihren Willen zu bleiben. Versprechen Sie mir so zu handeln?"

„Ohne Zweifel . . Ich werde versuchen . ."

„Energie, Energie! liebes Kind! Diese braucht man zu seinem Seelenheile... Sie haben auch einen Kutscher?"

„Ja und ihn haben wir aus Creuse mitgebracht. Jeden Sonntag hört er die Messe. Ich glaube auch, daß er seine Ostern hält."

„Machen wir es mit ihm wie mit der Köchin. Wenn diese Leute nur ihre Ostern halten, so ist die Kirche nachsichtig... In den letzten Tagen habe ich ihr Kammermädchen erwartet, aber sie ist nicht wiedergekommen. Haben Sie ihr das nicht befohlen?"

„Können Sie daran zweifeln, Herr Pater?"

„Mir liegt besonders daran, sie auf den rechten Weg zu bringen. Sie befindet sich in fortwährender Berührung mit Ihren Töchtern; das erfordert eine feste Tugend und eifrige Frömmigkeit. Handelt es sich doch um das Kostbarste, das eine Mutter in der Welt hat."

„Ich muß es sagen, daß Jeannette leider keine Lust zu haben scheint, noch einmal zu Ihnen zu kommen."

„Warum nicht?"

„Sie ist, wie es scheint, durch einige Ihrer Worte erschreckt worden."

„Sie hat dieselben wahrscheinlich falsch verstanden."

„Im Gegentheil, sie behauptet, die Worte nur zu wohl verstanden zu haben. Ich verlangte, daß sie sich deutlicher

erkläre und sie erzählte mir sehr viel. Ich machte ihr bemerklich, daß sie jedes Ihrer Worte übertreibe…"

„Ohne Zweifel. Ich verfuhr mit der äußersten Zartheit . ."

„Ich versuchte sie zu überzeugen, Sie hätten aus Pflicht so gesprochen, um sie aufzuklären, aber sie antwortete, die Geistlichen hätten nur die Absicht, die Mädchen über gewisse delikate Fragen zu quälen."

„Sie haben ihr doch den Irrthum benommen?"

„Solche Mädchen vom Lande sind hartnäckig."

„Sie weigert sich also bestimmt wieder zu mir zu kommen?"

„So ziemlich."

„So hat sie keinen religiösen Sinn."

„Sie mögen fast Recht haben, aber andere gute Eigenschaften besitzt sie, meine Töchter haben sie sehr lieb. Wir wollen sie auch zu Laurence nach der Verheirathung derselben geben. Jeannette sollte dann den Kutscher Lorenz heirathen und die Tochter beide bekommen."

„Das kann mir nicht zusagen, unmöglich. Wenn man Töchter hat, darf man keine Dienstboten halten, die vom Heirathen reden; das könnte böse Gedanken erregen. Ueber Ihre Kammerjungfer sind Sie doch gewiß Herrin und so verlange ich, daß sie dieselbe entlassen; morgen schon."

„Damit legen Sie mir ein sehr schweres Opfer auf. Ich bin an das Mädchen gewöhnt. Die Mutter schon war lange in unserem Hause und ich erfülle fast eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich sie bei mir behalte . ."

„Von Sentimentalität darf nie die Rede sein, wenn es sich um die Moralität der Personen handelt, die um junge Mädchen sind. Sie setzen mich in Erstaunen…"

„Sie müssen doch einsehen, Herr Pater…"

„Ich sehe nur ein, daß Sie Ihren Töchtern ein gutes Beispiel geben müssen."

Es war ein schwieriger Augenblick. Wenn Madame Deville dem Pater den Gehorsam geradezu verweigerte, setzte sie sich der Gefahr aus, von ihm aufgegeben zu werden und das wollte sie um jeden Preis vermeiden. Was also war zu thun? Sie mußte zwischen dem Pater Hieronymus und ihrer getreuen Jeannette, der Freundin Laurences, wählen. Es war hart, sehr hart.

„Es ist schwer, Herr Pater," sagte sie endlich, „gute und anhängliche Leute in Paris zu finden."

„Allerdings schwer für Diejenigen, welche sie aus dem Pariser Koth nehmen, unter denen, die man nie in der Kirche sieht, die nie zum Sacramente kommen, aber sehr leicht für die, welche sich an uns wenden und durch uns nur züchtige und fromme Dienerinnen suchen. In vier und zwanzig Stunden will ich Ihnen zehn gottesfürchtige Kammerjungfern bringen."

Madame Deville ging in die ihr gelegte Schlinge. Sie zögerte zwar und stammelte, aber vor dem schrecklichen Schweigen des Mönches, der unbedingten Gehorsam verlangte, mußte sie endlich doch wenigstens ein Zeichen der Zustimmung geben.

„Wenn dem so ist, Herr Pater.."

Er ließ die Frau nicht ausreden, sondern sagte:

„Sehr wohl, meine Tochter. Wenden Sie sich an die Klosterschwestern in der Straße Notre Dame-des-Champs No. 19. Sie werden Ihnen ein Mädchen verschaffen, auf das Sie sich verlassen können. Alle frommen Familien nehmen von da ihre Mädchen."

„Wollen Sie mir eine Empfehlung an die Superiorin geben?"

„Das ist nicht nöthig. Sagen Sie nur, daß ich Sie dahin gewiesen habe. — Das ist also abgethan. Sie werden

christlicher durch eine jener frommen Personen bedient werden, die man für vornehme Familien erzieht, als durch jene Unvorsichtige, die meine Worte wahrscheinlich verdreht hat. Wir können nun an die ernste Frage über Ihre Pflicht als Frau gehen. Sie sind hoffentlich nicht so spröde wie Ihr Kammermädchen. Man schreibt mir Neugierde zu! Wie thöricht! Man verläumdet uns."

Er begann nun Fragen, über die Madame Deville sich verwunderte und staunte. Sie dachte ein Paar mal sogar an Jeannette und sie wünschte auch, daß diese Art Beichte zu Ende sein möchte. Aber sie drängte solchen Wunsch zurück als sündhaften Zweifel an dem frommen Mann.

Einige mal mußte sie auf solche Fragen antworten und es wurde ihr schwer.

„Nun", sagte er endlich, „gehen Sie in Frieden und kehren Sie zu Ihren Pflichten zurück. Sie müssen, wie ich Ihnen sagte, Herrin in der Familie sein, denn Gott kann nur im Hause herrschen durch die Frau. Durch die Frau und Gott wird auch unsere verderbte Gesellschaft gebessert werden. Beten Sie auch für Ihren Gewissensrath, der, wie Sie gesehen haben, eine schwere Last zu tragen hat."

Madame Deville ging schweigend fort. Alle Gedanken schienen sie verlassen zu haben. Träumte sie? Sollte das immer so fortdauern? Es war schrecklich. Aber wahrscheinlich geschah es allgemein so. Jedenfalls wurde mit ihr keine Ausnahme gemacht. Warum sollte sie sich also beklagen?

Dieser Gedanke beruhigte sie.

Der Pater Hieronymus aber setzte sich hin als er in sein Zimmer zurückgekommen war und schrieb an die Superiorin des Klosters in der Straße Notre Dame-des-Champs:

„Hochwürdige Mutter,

„Sie wissen, welches Interesse ich an Ihrem schönen

Unternehmen habe. Welchen Dienst leisten Sie der Religion dadurch, daß Sie für christliche Familien fromme Dienstboten bilden wollen! Heute habe ich ein sehr gutes Unterkommen für Eines Ihrer Kammermädchen gefunden. Ich bestimme sie für ein großes Haus, das eben eingerichtet wird. Madame de Ville bedarf eine ganz besonders verständige und fromme Person. Sie hat zwei Töchter, die bald heirathen sollen. Sie begreifen, hochwürdige Mutter, wie wichtig es für mich, den Beichtvater dieser ehrenwerthen Familie, ist, bei der Mutter und den beiden Töchtern eine verständige und brauchbare Person zu haben, welche sich bei mir wegen ihres Verhaltens Raths erhole und mir beistehe, die von mir geliebten Personen auf dem rechten Wege zu leiten.

„Sie wissen nun was ich brauche und ich verlasse mich auf Ihre Erfahrung. Derjenigen, welche Sie wählen, geben Sie nur den Rath, über alles was sich auf ihr Verhalten in dem Hause sich bezieht, sich mit mir zu verständigen.

„Sobald Madame de Ville, die bei Ihnen erscheinen wird, diejenige angenommen hat, welche Sie wählten, schicken Sie dieses Mädchen zu mir in den Beichtstuhl mit einem Billet von Ihnen und zwar zwischen neun und elf Uhr.

„Beten Sie für den Erfolg dieser Bestrebungen. Wir können die Religion nur retten, wenn wir die christlichen Familien in unsere Hand bekommen und Sie wissen so gut wie ich, daß Eines der mächtigsten Einflußmittel die geheime stille Thätigkeit frommer Dienstboten ist, welche dem Beichtstuhle als Werkzeug dienen und, ohne daß es Jemand ahnen kann, die Pläne des Gewissensrathes zur bessern Leitung der Familie ausführen.

„Ihr ergebener Diener in dem Herrn

„Bruder Hieronymus, von den Prediger-Brüdern.“

Fünftes Buch.

Der Herr in der Familie.

1.

Schwierigkeit dem Beichtvater Wort zu halten.

„Liebe Frau, Du kannst unmöglich das brave Mädchen so ohne Weiteres fortschicken .. Sie hat zehn Jahre uns so treu gedient, besitzt einen so vortrefflichen Character, die Kinder lieben sie . .“

„Es muß doch geschehen.“

„Es muß geschehen? Was ist vorgekommen? Laß hören; erzähle. Hat sie sich etwas zu Schulden kommen lassen? Etwas Schweres und was? Rede!“

„Ich kann Dir weiter nichts sagen, als daß ich wechsele.“

Dies Gespräch kam zwischen Herrn und Madame Deville ein paar Tage nach jener Beichte vor, in welcher der Beichtvater, um eine Spionin in das Haus zu bringen, die ihn von allem unterrichte, die Entlassung Jeannettens geradezu gefordert hatte. Die letzten Worte seiner Frau setzten Deville in Erstaunen.

„Helene“, sagte er darauf, „merke wohl, es ist nach einer so glücklichen neunzehnjährigen Ehe das erstemal, daß Du so zu mir sprichst. Ich glaubte bisher das Recht be-

halten zu haben, bei allen Deinen irgend wichtigen Entschlüssen auch ein Wort mitsprechen zu können. Die Art und Weise, welche Du heute angenommen hast, scheint mir anzudeuten, daß Du in mir nicht mehr den Freund siehest."

Diese Worte, welche in tiefbewegtem Tone gesprochen wurden, gingen der trefflichen Frau tief zu Herzen. Sie fühlte sich bekümmert und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Ach, bin ich unglücklich!" sagte sie.

„Was ist Dir, Helene? Sage mir alles."

„Es ist ein Gewissensgeheimniß, das ich nicht entdecken kann; liebe mich und verlange nicht, daß ich es verletze."

„Frau, Du könntest mich auf sonderbare Gedanken über das Mädchen bringen."

„Ach nein, nein! Darin würdest Du Dich ganz täuschen. Jeannette ist von allem und jedem Verdachte rein; ich werfe ihr ganz und gar nichts vor, aber ich halte es für besser ein Kammermädchen zu nehmen, die frömmer ist."

„Das ist ja ein höchst eigenthümlicher Einfall!"

„Sei nachsichtig gegen solche Einfälle, ich bitte Dich darum."

„Nun ich kann nicht hart gegen Dich sein. Es ist Deine erste Seltsamkeit und ich möchte nicht, daß sie Gelegenheit zu Unannehmlichkeiten zwischen uns gebe."

„Lieber Mann, glaube mir, es thut mir schmerzlich leid, daß Du solcher Ansicht über mein Vorhaben bist, aber zürne Deiner Helene nicht zu sehr."

Sie hatte diese Worte in so liebevollem Tone gesprochen, daß jeder andere als Deville vollständig entwaffnet worden sein würde.

Deville antwortete:

„Nun, Helene, es läßt sich vielleicht ein Mittelweg fin-

den. Wir sind ja darüber einig, daß Jeannette mit Laurence ziehen soll, wenn diese sich verheirathet hat; schicke sie also ein paar Monate nach Hause bis zur Hochzeit unserer Tochter. Du wirst so dem Kinde den Schmerz der Trennung ersparen."

Dieses Auskunftsmittel erschien der Frau nicht als eine Verletzung des Versprechens, das sie dem Pater gegeben hatte. Es erleichterte ihr selbst den Schmerz, den ihr das Opfer kostete, das der fromme Mann von ihr verlangt hatte.

„Ja", sagte sie, „das ließe sich hören und meine Einwilligung in den Vorschlag beweiset Dir, daß ich in Jeannettens Wesen und Verhalten gegen uns nichts finde, das mich zu einer Trennung von ihr veranlassen könnte."

Aber auch ein anderes Opfer sollte gebracht werden: der Kammerdiener mußte das Haus verlassen. Zum Glück war dieser kein alter Diener, so daß Deville nicht schon eine gewisse Anhänglichkeit an ihn haben konnte. Der erste Erfolg ermuthigte die Frau und so wagte sie ohne Weiteres hinzuzusetzen:

„Nach dem Grunde, der mich veranlaßt, das treffliche Mädchen nicht bei mir zu behalten, wirst Du haben schließen können, daß ich den feststehenden Plan habe, in meinem Dienste nur Leute zu haben, die ihre christlichen Pflichten erfüllen."

„Giebt es denn irgendwo ein Haus, in welchem die Leute weniger gehindert sind ihre religiösen Pflichten zu erfüllen als bei uns?"

„Weil ihnen zu viel Freiheit gelassen ist, erfüllen sie diese ihre Pflichten nicht."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Die Leute erfüllen ihre religiösen Pflichten nicht."

„Was können wir dazu thun? Unsere Dienstleute sind

keine Kinder. Meiner Ansicht nach hat die Herrschaft keine andere Pflicht, als den Leuten volle Gewissensfreiheit zu lassen."

„Man soll allerdings die Leute nicht mit Gewalt in die Kirche und in den Beichtstuhl bringen, aber jedenfalls ist es gut, überhaupt nur Leute im Dienste zu haben, welche Gott dienen und die Vorschriften der Kirche beobachten. So muß es in einem gutbestellten Hause gehalten werden, so geschieht es auch in allen Familien, die christliche Grundsätze haben und so müssen wir uns auch einrichten."

„Das klingt alles recht schön, dürfte aber schwer auszuführen sein."

„Schwer? O nein. Es giebt Anstalten, welche sich mit dieser wichtigen Angelegenheit beschäftigen und für gute Häuser Dienstleute erziehen, auf die man sich verlassen kann, weil sie gottesfürchtig sind."

„Sag mir, was beabsichtigest Du eigentlich? Wir opfern Jeannette. Die alte Köchin ist, glaube ich, gottesfürchtig; Lorenz verfehlte in Vareilles keine Messe, in Paris wird er es wohl auch thun Sonntags . ."

„Aber der Kammerdiener?"

„Das weiß ich nicht; um sein Gewissen habe ich mich nicht zu kümmern. Mit seinen Dienstleistungen bin ich vollkommen zufrieden und in Paris verlangt man nicht mehr."

„Eben deswegen bin ich besorgt."

„Glaubst Du, daß Dein Gewissen betheiliget dabei ist, ob Florentin in die Messe geht oder nicht?"

„Ohne allen Zweifel"

„Du scherzest, liebe Frau."

„Ganz und gar nicht. Sind wir für unsere Dienstleute nicht so verantwortlich wie für unsere Kinder?"

„Ich will nicht das Gegentheil behaupten, aber wie

sollen wir verantwortlich sein? Wir haben ihnen ein gutes Beispiel zu geben, guten Rath und Zeit, ihre kirchlichen Pflichten zu erfüllen, weiter nichts so viel ich weiß. Wenn ich einen fünf und zwanzigjährigen Sohn hätte, würde ich ihm Rath ertheilen, aber seinem Gewissen keine Gewalt anthun."

„Lieber Mann, das ist eine sehr schlaffe Moral, die ich nicht billigen kann; deine Vaterpflicht würde es sein, im Nothfall mit allen erdenklichen Strafen, den Sohn zu zwingen, seine Pflichten zu erfüllen."

„Etwa ihm mit Enterbung drohen, um einen Heuchler aus ihm zu machen? Sprich mit mir nicht also, Du wirst mich nie überzeugen. In einem Dienstboten achte ich das, was ich in meinem Sohne achten würde."

„Ein solches Haus kann Gott nicht segnen."

„Liebe Frau, ich beschwöre Dich, setze Dir solche Dinge nicht in den Kopf. Florentin steht, wie Du weißt, in meinem persönlichen Dienste, ich nehme die Sünde, wenn es eine ist, über mich ihn zu behalten; ich behalte ihn. Dir fällt nichts zur Last."

„Gott spricht mich nicht so — frei wie Du."

„Ich glaube nicht, daß Gott Dir geboten hat, über den Diener Deines Mannes zu verfügen. Hast Du vielleicht gar Offenbarungen?"

„Ich habe keine Offenbarungen, aber Gott spricht zu uns in der Kirche durch die, welche er beauftragt unsere Gewissen zu leiten."

„Ach, so ist es? Ich ahnete lange schon etwas, aber ich habe Dich immer als so verständige Frau, als eine Frau von nicht übertriebener Frömmigkeit gekannt, daß mir es nie eingefallen sein würde, du könntest jemals zu solchen Scrupeln gelangen."

„Das nennst Du Scrupel?"

„Streiten wir uns nicht über Worte; nenne es Uebertreibungen, die von Männern angeregt sind, welche ich zwar verehre, die aber durch einen nicht eben aufgeklärten Eifer getrieben werden und die nur zu geneigt sind, die sich ihnen anvertrauenden Seelen zu einem Uebermaße zu verleiten, das an Fanatismus grenzt."

„So sprechen die Gegner der Religion."

„Hältst Du mich wirklich für einen Gegner der Religion, Helene?"

„Nein, aber Du gehst mit Männern um, die wenig oder gar keine Religion haben und solcher Umgang übt immer einen Einfluß aus."

„Ich stehe weder in dem Alter noch habe ich den Character, wie Du recht wohl weißt, um mich beeinflussen zu lassen. Ich finde auch nicht viel Verdienstliches darin, sich so zu zeigen wie man ist. Ich habe mich nie vor menschlichem Respect gebeugt, aber ich gestehe Dir, daß ich jeder Zeit eben so unbeugsam vor den Tendenzen eines übertriebenen Mysticismus gewesen bin, der seine Zerstörungen in den wenigen wirklich-christlichen Familien anrichtet, welche es noch giebt, indem er Uneinigkeit und Unfrieden in dieselben bringt. Dein Beichtvater also hat Dir die Verpflichtung auferlegt, meinen Diener aus dem Hause zu bringen?"

„Ich habe Dir nicht zu sagen, ob mein Beichtvater dies gethan hat oder nicht."

„Helene, ich höre ganz gut; Du hast es sehr deutlich gesagt."

„Gleichviel, Du kannst in dem Hause einen jungen Menschen nicht behalten, der, wie ich sehr wohl weiß, keinen Glauben hat und häufig sogar über die heiligsten Dinge spottet."

„Was das betrifft, so habe ich das Recht zu verlangen, daß er in seinen Reden die Religion ehre: ich werde das besorgen. Er ist ein verständiger Mensch und er wird einsehen, daß er den Glauben Anderer nicht verletzen darf. Ihn fortzuschicken aber habe ich nicht die geringste Lust. Wir wollen ein anständiges Haus haben; dazu brauchen wir intelligente Leute."

„Du betrübst mich."

„Liebe Frau, ich begreife Dich in der That nicht. Du fängst an Dich lächerlich zu machen. Der gute Mann, Dein Beichtvater, verdreht Dir den Kopf. Meine erste Regel war immer, Dir jede persönliche Freiheit zu lassen, aber ich gedenke die Nachsicht nicht so weit zu treiben, daß ich erlaube, unsere Angelegenheiten der Entscheidung Deines Beichtvaters zu überlassen."

Aus Schwäche oder aus Mangel an Gründen antwortete Mad. Deville nicht weiter. Ihr Plan, den Diener aus dem Hause zu bringen, war vollständig gescheitert. Vielleicht sah sie endlich auch ein, daß diesmal ihr Mann doch wohl Recht habe.

Da sie indeß dem Pater einen Beweis von ihrem unbedingten Gehorsam geben wollte, machte sie alles zur Entlassung Jeannette's bereit.

Darauf begab sie sich in das Kloster, das ihr der Beichtvater bezeichnet hatte, um ein neues Kammermädchen zu bestellen, das gleich nach der Abreise Jeannette's antreten könne.

Das war der erste Triumph des Paters Hieronymus. Er hatte ein Mädchen beseitiget, auf das er, wie er wohl erkannt, keinen Einfluß gewinnen konnte und durfte hoffen, daß an die Stelle eine andere treten werde, die seinen Interessen diene und ihm alles mittheile, was in dem Hause seiner Beichttochter vorging.

2.

Die Besorgnisse des Herrn von Chantonnay.

„Wissen Sie, hochwürdiger Pater,“ sagte Hector von Chantonnay zu seinem Beichtvater, „daß ich zu glauben anfange, die Marquise von Savinières habe Sie und mich zum Besten?“

„Eine seltsame Idee.“

„Halten Sie es nicht für möglich?“

„Nein. Ich kenne die Frau Marquise und halte sie nicht für fähig, mich oder auch Sie zum Besten zu haben.“

„Was mich betrifft, so unterliegt es kaum einem Zweifel.“

„Erklären Sie sich.“

„Das ist sehr leicht. Hören Sie. Die Devilles sind seit einem Monate in Paris. Drei Tage nach ihrer Ankunft, an einem Dienstage war es, begab ich mich Abends zu der Marquise von Savinières und traf die Personen nicht, die ich zu sehen wünschte. Am nächsten Dienstag ebenso, aber die Frau Marquise sagte mir, allerdings in sehr liebenswürdiger Weise: „meine Cousine ist seit vierzehn Tagen in Paris, aber etwas unwohl, so daß sie sich in Gesellschaft noch nicht zeigt. Kommen Sie nur nächsten Dienstag, ich werde Sie da, wie ich dem Pater Hieronymus versprochen habe, Herrn und Madame Deville vorstellen.“

„Das ist ja alles ganz gut und ich sehe nichts, über das Sie sich beklagen könnten.“

„In allen Dingen, werther Herr Pater, muß man das Ende beachten. Am Tage vor jenem viel erhofften Dienstage erhielt ich ein Billet von der Frau Marquise. Sie meldete mir darin, daß sie sich in ihre Villa in Saint-Germain begeben müsse. Sie werde mehrere Tage dableiben, setzte sie

hinzu und sie verhieß mir schließlich, mir melden zu lassen, sobald sie nach Paris zurückgekehrt sein werde."

„Ihre Abreise also verletzt Sie und Sie meinten, die Frau Marquise dürfe keinen andern Zweck im Leben mehr haben als Sie mit Fräulein Deville zu verheirathen und alle ihre Gedanken und Schritte diesem Ziele zuzuwenden? Sie scheinen die vornehmen Damen wenig zu kennen."

„Mein guter Pater, Sie sprechen mir mir, als wäre ich ein ganz unerfahrener junger Mensch, der eben erst aus seinem Dorfe angekommen ist und alle Freundschaftsversicherungen und Dienstanerbietungen für baare Münze nimmt. Eben weil ich nicht mehr so grün bin, vermuthe ich, daß die Marquise mich belog."

„Sie irren sich; sie ist nach St. Germain en Laye gereiset."

„Das weiß ich auch, aber sie ist Mittwochs gereiset und am Tage vorher, am Dienstage, waren Devilles sammt und sonders bei ihr zum Diner; auch hatte sie außerdem zum Abend etwa vierzig Personen aus ihrer nächsten Bekanntschaft eingeladen. Man tanzte nach dem Piano. Es war eine eigentliche Familiengesellschaft. Fangen Sie an zu begreifen?"

„Das kommt mir allerdings auch seltsam vor."

„Bedenken Sie, daß am gestrigen Dienstag wieder zahlreiche Gesellschaft bei der Frau Marquise war und daß mir kein Billet zugekommen ist, das mich berechtigte, ebenfalls zu erscheinen. Sie müssen ferner wissen, daß ich an dem Tage, als ich auf Ihre Veranlassung das erstemal zu ihr ging, einem hübschen jungen Manne mit brauner Gesichtsfarbe, einem prächtigen schwarzen Schnurbarte und weißen Zähnen begegnete, der sein Französisch mit sehr auffallendem italienischen Dialecte sprach. Er war, wie es

scheint, eine Neffe der Marquise, ein Sprößling des jüngern Zweiges der Savinières von den Ufern der Tiber oder des Arno und erst seit wenigen Tagen in Frankreich angekommen."

„Ich habe von diesem Neffen gehört. Sein Vater war naher Verwandter der Marquise; er starb in Italien vor einigen Jahren, aber daß der Sohn in Paris sei, wußte ich nicht."

„Zu meinem Unglücke ist der Graf von Savinières, wie es scheint, ziemlich mittellos angekommen. Die Tante nimmt sich seiner an, hat ihm eine Wohnung bei sich gegeben ..."

„Und Sie glauben, sie habe Lust ihn mit einer Deville zu verheirathen?"

„Das glaube ich."

„Und was kümmert Sie das?"

„Was mich das kümmert, fragen Sie?"

„Es sind ja zwei Töchter in der Familie Deville; will er sie beide heirathen?"

„Ich wünsche die ältere für mich."

„Warum die ältere lieber als die jüngere? Diese ist fromm, sehr fromm."

„Lieber Herr Pater, meine Frau wird bei mir schon fromm, das nehme ich auf mich. Ich will die ältere Deville und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist es vorläufig die einzige Heirathsfähige; die Schwester ist noch jung und wir können nicht vielleicht zwei Jahre warten."

„Der erste Grund ist annehmlich; nun der zweite!"

„Der zweite Grund ist noch besser als der erste und er heißt: ich liebe die ältere."

„Ach! Ich kenne Sie nicht mehr."

„Seit ich weiß, daß sie hier ist, sehe ich sie alle Morgen und alle Tage liebe ich sie mehr.“

„Wo sehen Sie das Mädchen?“

„In der Kirche. Die beiden Schwestern begleiten ihre Mutter in die Messe.“

„Wie haben sie dieselben kennen gelernt?“

„Herr Pater, wenn ich etwas wissen will, nehme ich es in der Schlauheit mit der Polizei und den Jesuiten auf. Sie haben gehört, daß ich alles von dem schönen Grafen von Savinières weiß. Was die Devilles betrifft, so will ich Ihnen nur sagen, daß die Aufwärterin, welche alle Morgen zu mir kommt, eine Cousine der Hausmannsfrau Deville's ist.“

„Ich verstehe.“

„Ich habe also Laurence und Marie in der Kirche gesehen. Laurence ist schön wie eine Madonna Correggios. Marie hat prachtvolle schwarze Augen, aber sie ist bleich und hager; sie scheint nervös und leidenschaftlich zu sein und solche sind mir antipathisch. Wundern würde ich mich ganz und gar nicht, wenn Marie irgend einem andern als Ihrem ergebenen Diener eine gewaltige Leidenschaft einflößte, ich meines Theils will Frieden und die energischen Züge Mariens lassen Stürme ahnen. Ich wiederhole also, ich bin verliebt, leidenschaftlich verliebt in Laurence. Es ist eine Sache, bei der nicht nur die Interessen, die Sie zu behandeln haben, auf dem Spiele stehen, es ist eine Sache, von der mein ganzes Glück abhängt. Ich denke nicht mehr an das Vermögen des Mädchens; das ist jetzt das letzte, was ich berücksichtige.“

„Aber, mein lieber Chantonnay, Sie vergessen sich ganz seltsam. Lieben Sie so sehr Sie wollen, aber kommen Sie mir nicht mit Romanredensarten. Die liebe ich nicht. Wenn

Sie dergleichen in dem anbrächten was Sie schreiben, könnte man es nicht moralisch nennen."

„Ich sehe da durchaus nichts Unmoralisches und überhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich die seltsam schamhaften Forderungen Ihrer frommen Buchhändler höchst lächerlich finde. Man verkrüppelt das Talent, das man vom Himmel erhalten hat, um ihnen die faden Bücher zu schreiben, die sie allerdings auch schlecht genug bezahlen."

„Nun, bleiben Sie nur ruhig; Sie sollen nicht lange mehr bei derartiger Literatur bleiben. Wenn Sie eine große Zeitung zu leiten haben, werden Sie keine kleinen Romane schreiben."

„Mein Herr Pater, ich denke nur noch an einen Roman, an meinen eigenen nämlich und Sie müssen die Entwickelung finden, wenn Sie auch Dominicaner sind. Ist das geschehen, dann werde ich Ihnen mit Leib und Seele angehören, werde ich Ihr Sclave sein, Ihre Sache, alles schreiben was Sie befehlen, selbst die Milde Torquemadas rühmen, wenn Sie es verlangen. Geben Sie mir Laurence und die Million, die ihr Vater ihr als Mitgift bestimmt, soll mehr Ihnen angehören als mir."

„Sie verlieren in der That den Verstand; aber ich liebe Sie, so daß ich Mitleiden mit Ihrer Narrheit habe. Beruhigen Sie sich also, ich stehe für Alles und Sie heirathen die Laurence."

Chantonnay ergoß sich in Danksagungen und Betheuerungen seiner unbedingten Ergebenheit, dann verließ er die Zelle des Paters Hieronymus.

„Ich muß wirklich den jungen Mann sobald als möglich verheirathen", dachte der Mönch bei sich, „damit er nur nicht mehr alle Morgen daher kommt und mir von seiner Liebe vorschwatzt. Wenn man der Welt entsagt, sich durch

ewige Gelübde gebunden hat, gleichwohl aber noch nicht vierzig Jahre zählt, ist es nicht ohne große Gefahr, solche leidenschaftliche Reden anzuhören. Es ist unverantwortlich, gegen einen Mönch von Liebe zu reden; Chantonnay hat gar keinen Tact."

Nach dieser verständigen Betrachtung nahm der Mönch seinen Mantel und begab sich zu der Marquise von Savinières. Diese empfing ihn in ihrer liebenswürdigsten Weise und ehe der Mönch die passenden Worte gefunden hatte, eine Erklärung herbeizuführen, sagte sie zu ihm:

„In dem Augenblicke, hochwürdiger Pater, als Sie eintraten, wollte ich an Herrn von Chantonnay schreiben."

„Um ihm anzuzeigen, daß Sie ihm Ihre Unterstützung entziehen?"

„Im Gegentheil. Wie kommen Sie zu einer solchen Annahme?"

„Herr von Chantonnay fürchtete, daß Ihr reiflicheres Nachdenken in St. Germain ihm nicht günstig gewesen sein möchte."

Die Marquise lächelte.

„Weiß Herr von Chantonnay, daß ich Paris nur einen Tag verlassen habe?"

„Allerdings weiß er das."

„Und er vertraute Ihnen an, daß ich ihn arg belogen? Es ist sehr Unrecht von ihm, daß er mich bei einem frommen Mönche anzuschwärzen versuchte."

„Frau Marquise, Sie wissen wohl, daß Sie von meiner Strenge nichts zu fürchten haben; ich bin nicht Ihr Beichtvater und wenn ich es wäre, würde ich jedenfalls Ihr Vergehen sehr geringfügig finden, nachdem ich die Gründe erfahren."

„Allerdings müßten und würden Sie meine Lüge eine Nothlüge nennen."

„Erklären Sie mir das."

„Sehen Sie", entgegnete die Marquise von Savinières, „es kam unerwartet ein Neffe zu mir."

„Aus Italien."

„Das wissen Sie auch?"

„Ich weiß sogar, daß dieser Neffe Herrn von Chantonnay verdrängt hat, weil Sie ihn mit einer der Töchter Deville's zu verheirathen wünschen."

„Mein Herr Pater, Sie müssen ein vortrefflicher Beichtvater sein; man hat bei Ihnen nicht nöthig sich auszusprechen; Sie errathen alles und wenn ich meinen Beichtvater nicht so hoch hielte . . ."

„Sie thun Recht daran ihn hochzuhalten. Nachdem Sie mir Ihre Unterstützung bei Madame Deville zugesagt haben, nehmen Sie Ihr Versprechen zurück, ich verstehe; es kommt ein Neffe zu Ihnen, den Sie nie zuvor gesehen haben, aber vielleicht knüpfen sich ehemalige . . . Familienerinnerungen an ihn? Erröthen Sie nicht, Frau Marquise, ich bin nicht Ihr Beichtvater."

„Es kann ihr nicht schaden," dachte der schlaue Dominicaner, „wenn sie erfährt, daß gewisse Gerüchte mir zu Ohren gekommen sind. Wenn die Frauen wenig Herz, aber viel Stolz besitzen, lassen sie sich leicht verblüffen dadurch, daß man sie ahnen läßt, man kenne ihre Schwächen."

„Nun ja, Herr Pater", antwortete die Marquise, „mein Neffe hat kein Vermögen, aber einen schönen Namen; ich möchte ihn eine gute Heirath machen lassen und dachte an meiner Nichte Laurence. Sie begreifen, daß Herr von Chantonnay mir etwas im Wege war; ich mußte ihn für einige Zeit entfernen und bestimmte ihm Marien. Mein einziges

Unrecht besteht darin, daß ich eine List gegen ihn und gegen Sie zu brauchen versuchte. Ich hätte zu Ihnen gehen und Ihnen meine Verlegenheit offen vorlegen sollen."

„Ich würde Sie verstanden haben, Frau Marquise, aber auch, trotz meinem Bedauern Ihre Unterstützung entbehren zu müssen, bei meinem Plane fest geblieben sein, wie ich Ihnen jetzt erkläre, daß ich dabei bleibe."

„Aber, hochwürdiger Pater, ich halte es mit Ihnen heute noch und wollte Ihrem Schützling eben schreiben, um ihn morgen zum Diner bei mir mit der Familie Deville einzuladen."

„Ich verstehe Sie nicht mehr."

„Das glaube ich gern, aber hören Sie mich an. Mein Neffe hat Laurence und Marie drei= oder viermal hier bei mir gesehen. Er findet Laurence entzückend schön und er hat Recht; sie ist das Ideal der Schönheit und Anmuth."

„Gehen wir darüber hinweg," fiel der Pater ein, indem er die Augen niederschlug.

Während er Laurence alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, behauptete er, Marie habe eine originellere, anziehendere Schönheit als ihre Schwester. Nur weil ich wünsche, daß er Laurence heirathe — die kleine Marie liebe ich nicht und sie ist auch noch Kind — schätzte er sich glücklich, ihr Gatte zu werden. Ich habe ihm verschwiegen, daß schon Verabredungen zwischen Deville und Villaret bestehen, weil ich auf meine Cousine einzuwirken gedachte und ihr begreiflich zu machen hoffte, ein wie großer Abstand doch zwischen dem Grafen von Savinières und Villaret ist. Und Louis ist so schön, ein wahrer Antinous."

„Er gleicht ohne Zweifel seinem Vater," sagte der Dominicaner mit feinem Lächeln.

„Allerdings, sehr," antwortete die Marquise nur wenig verlegen; „haben Sie den Grafen Georg gekannt?"

„Einer unserer Patres in Bordeaux diente mit ihm unter Ludwig Philipp. Beide traten gleichzeitig aus dem Dienste und reiseten mit einander nach Italien; der Eine verheirathete sich, der andere ging in das Kloster. So habe ich von dem Grafen Georg von Savinières sprechen hören."

„Ich verstehe nun," sagte die Marquise nachdenklich.

Ihr Stolz war gedemüthigt, aber sie senkte nicht lange den Kopf, selbst nicht vor dem Blicke eines Mönches.

„Nehmen wir," begann sie mit etwas erzwungenem Lächeln von neuem, „die Geschichte meines Verrathes an Chantonnay wieder auf. Ich wünschte, daß er für einige Zeit von diesem Wettrennen nach der Erbin — man muß die Sache bei dem rechten Namen nennen — ausgeschlossen werde. Ich wollte ihn der Familie Deville nicht mit dem Hintergedanken vorstellen, ihn doch nicht bei meiner Cousine zu unterstützen. Aber mir ist mein Plan jetzt zerstört."

„Ihr Plan ist zerstört?" fragte der Pater Hieronymus.

„Vollständig! Ach, es ist eine seltsame Geschichte."

„Sie erzählen mir dieselbe?"

„Hören Sie was geschehen ist. Sie können sich denken, daß Devilles zwar mir in ihrem Hause ihren Villaret vorgestellt haben, daß ich mich aber hütete, ihn zu mir einzuladen. Deville hat mir noch nichts Bestimmtes von der Heirath seiner Tochter mitgetheilt, ich brauchte also auch nichts zu wissen und konnte thun oder lassen was ich wollte. Meinen Neffen stellte ich meiner Cousine und ihrem Manne vor und damit war die Verwickelung angebahnt. Mein Neffe traf in dem Hause den Villaret. Es gab da eine Erkennungsscene. Villaret ist zweimal in Italien gewesen, wahrscheinlich um etwas gegen den Papst zu conspiriren;

er lernte da meinen Neffen kennen, sie wurden Freunde und ich weiß nicht, ob Einer in dem Andern einen Nebenbuhler ahnte, kurz Villaret vertraute meinem Neffen seine Pläne, seine Hoffnungen, seine Liebe zu Laurence an und natürlich auch, daß er von ihr wieder geliebt werde. Mein Neffe erzählte mir alles das und das Resultat ist, daß er keine Ansprüche auf Laurence machen mag und kann. Er setzte sogar hinzu, er liebe in der That Marien."

„Nun," fiel der Mönch ein, indem er sich die Hände rieb, „so ist doch ein Hinderniß weniger. Verzeihen Sie, Frau Marquise, daß ich meine Befriedigung also ausdrücke."

„Sie ist sehr natürlich, Herr Pater; mir ist es unangenehm, ich gestehe es. Ich bewundere das Zartgefühl meines Neffen, aber da alles mich aufbringt, was sich meinem Willen entgegenstellt, so hasse ich diesen Villaret und ich verspreche Ihnen, alles Mögliche aufzubieten, um den Wunsch Chantonnays zur Erfüllung zu bringen. Wir haben noch drei Monate vor uns; das genügt."

„Sehr gut. Herr von Chantonnay wird morgen Laurence bei Ihnen sehen, aber er müßte auch in dem Hause Devilles eingeführt werden."

„Das wird keine Schwierigkeiten haben. Deville und ich stehen ganz gut mit einander; er hat keine Ahnung mehr davon, daß ich seine Frau beherrschen will; er nimmt meine Schmeicheleien an und macht mir eine vortreffliche Finanzspeculation, die mich in den Stand setzen wird, meinem Neffen nützlich zu sein. Ich meiner Seits habe ihm eine auserwählte Gesellschaft zusammengebracht und es wird mir leicht sein, Herrn von Chantonnay da einzuführen. Wenn er wirklich liebt, wird er sich Liebe erwerben; ich werde das Meinige thun, ihn in den Augen Deville's und namentlich in denen Laurence's geltend zum machen. Das ist meine

Rolle und ich werde sie durchzuführen wissen. Sie, hochwürdiger Pater, werden mir beistehen, wenn sich, was ich nicht glaube, Schwierigkeiten zeigen sollten, Marien zur Gräfin von Savinières zu machen."

„Frau Marquise, ich beschäftige mich mit Heirathen nur insoweit als sie der heiligen Religion frommen können, die wir vertheidigen. Ich bin Ihnen aber auch so viel Dank schuldig, daß ich Ihnen meine schwache Unterstützung nicht verweigern kann. Eine Frage nur erlauben Sie mir: ist der Graf von Savinières ein guter Katholik?"

„Ein vortrefflicher Katholik, Herr Pater."

„Ist er dem Papst ergeben?"

„Wie alle wohlmeinenden Italiener."

„Dann kann er auf mich rechnen."

„Ich weiß nicht," dachte die Marquise, nachdem der Mönch sich entfernt hatte, „ob die Ergebenheit Louis gegen den Papst sehr weit geht und ob sein Katholicismus nicht wohl Manches zu wünschen übrig läßt; aber der Pater wird erfahren, daß man es damit nicht sehr genau nimmt, wenn es sich um einen Savinières handelt. Die Antwort eines Bischofs an eine Fürstin, die gegen ihn ihre Besorgnisse über das Seelenheil eines Bruders aussprach, den sie vor kurzem verloren hatte, kommt mir auch nicht so albern vor als man sie nennt: „Gott bedenkt sich zweimal, ehe er einen Fürsten von Geblüt verdammt."

3.

Die fromme Zofe.

„Man begreift, welche Aufnahme Madame Deville in der Klosteranstalt zur Versorgung frommer Dienstboten fand.

Die fromme Mutter Aglaja ließ Mamsell Aubierge rufen, ein Mädchen, das mit äußerster Sorgfalt in dem Hause erzogen worden und im Voraus für die erste vornehme Dame bestimmt war, welche sich an die Anstalt wendete.

Nichts war zierlicher, engelhafter und frömmer als Mamsell Aubierge. Sie war klein, rund und voll, mit einem Gesicht „wie Milch und Blut", eine wahre Madonna, die man sogleich in eine Nische hätte stellen können und der es sicherlich auch nicht an Anbetern gefehlt haben würde. Nebenbei besaß sie ein Taufzeugniß, das ihr ein Alter von neunzehn Sommern gab. Sonst hatte sie freilich nichts. Sie war Waise und hatte von der Wiege an Nahrung und Kleidung in der großen Anstalt erhalten. Mutter Aglaja hatte sie aufgenommen, um sie für das Dienstleben vorzubereiten.

„Aubierge," sagte die hochwürdige Mutter, „Sie erhalten eine schöne Stelle in einem der reichsten Häuser von Paris. Sie werden unter der Obhut einer sehr frommen und sehr gütigen Dame stehen, die Sie wie Kind vom Hause behandeln wird. Danken Sie Gott, mein Kind, und grüßen Sie die Dame, die Sie, auf die Empfehlung des hochwürdigen Paters Hieronymus, zu sich nehmen will."

Die Bedingungen wurden bald verabredet und Madame Deville ging entzückt von dannen.

Als sie sich entfernt hatte, sprach die Superiorin also zu Mamsell Aubierge:

„Ich habe Ihnen nur einen doppelten Rath zu geben indem ich Sie entlasse: daß Sie sich auch in diesem Hause, wie ehrenhaft es sein mag, vor den Fallstricken vorzusehen haben, die Ihnen gelegt werden können, .. Sie verstehen mich und zweitens, daß Sie blindlings dem Rathe folgen, den Ihnen der Pater Hieronymus geben wird, der Beichtvater Ihrer Herrin, dem Sie die Stellung in jenem Hause

verdanken. Die Dankbarkeit wie die Klugheit empfehlen Ihnen, daß sie bei ihm beichten: die Dankbarkeit, weil Sie ihm die Stellung verdanken und die Klugheit, weil die guten Patres, welche die Gewissensräthe der vornehmen Damen sind, es nicht ungern sehen, wenn sie auch die ersten Dienstleute derselben zu Beichtkindern haben, die, welche in täglicher Berührung mit der Herrschaft sind. Ich gebe Ihnen diesen Rath für Ihr ganzes Leben, denn leider bleibt man nicht immer in einem und demselben Hause. Morgen früh gegen zehn Uhr nehmen Sie in der Kapelle der Dominicaner die ersten Rathschläge des hochwürdigen Paters in Empfang."

Am andern Tage, zu der angedeuteten Stunde, erschien Mamsell Aubierge in ihrem schwarzen Anzuge, ohne Crinoline, die in den Augen der guten Schwestern zu weltlich war, in dem Beichtstuhle des Paters.

„Ich bin, hochwürdiger Pater, das Mädchen, die als Zofe in das Haus der Madame Deville treten soll."

„Sehr wohl, mein Kind."

„Die gute Mutter schickt mich zu Ihnen, damit ich mich bei Ihnen Raths erhole. Ich fühle auch, daß ich eines gütigen Beichtvaters bedarf, weil ich noch so jung bin und in ein vornehmes Haus eintreten soll. Ich möchte Sie deshalb ersuchen, mich unter Ihre fromme Leitung zu nehmen."

„Ach", dachte der Pater bei sich, „die versteht ihr Interesse. Ja die jungen Mädchen lobe ich, die von guten Schwestern erzogen werden! Sie sind gelehrig und besitzen den ächten religiösen Geist. Diese da soll sehr klug sein; sie wird also schon Andeutungen verstehen." Laut fuhr er dann fort: „liebes Kind, wir sind bereits überlastet, wirklich überlastet. Ich muß alle Tage sogar hervorragende Personen zurückweisen. Es ist mir lieber, die Leitung einer kleinen Anzahl frommer Seelen zu haben; aber da Sie in diese

vortreffliche Familie eintreten, kann ich mich Ihnen nicht entziehen; ich nehme Sie also an."

„Ah, Dank, Dank, hochwürdiger Pater! Ich werde diese Ihre Gunst nie vergessen."

„Haben Sie lange nicht gebeichtet?"

„Vor zwei Tagen."

„Gut. So sprechen wir von Ihrem Gewissen erst bei der nächsten Beichte. Heute will ich Ihnen nur meinen Rath ertheilen. Sie werden einsehen, daß ich Sie mit Vertrauen aus den Händen der guten Mutter annehme. Sie würde mich nicht täuschen. Also, mein Kind, von heute an müssen wir, Sie und ich, uns verständigen über die Führung jener Familie auf den Wegen Gottes. Sie werden natürlich Einfluß auf die andern Dienstleute erlangen, auch einen andern, werthvolleren Einfluß, den auf die beiden jungen Mädchen und wohl auch bisweilen auf die Mutter. Sind Sie geneigt, mit mir zum Wohl dieser Familie zu wirken?"

„Sehr gewiß, hochwürdiger Pater."

„Bedenken Sie wohl, ich verlange eine Gewissensverpflichtung."

„Ich übernehme dieselbe gern."

„Haben Sie den Muth, in die Hände Ihres Beichtvaters das Gelübde des Gehorsams zu legen?"

„Gewiß, und ich werde mich glücklich schätzen, mich wie ein folgsames Kind leiten zu lassen."

„Gut, mein Kind. Wir werden zu diesem Gelöbniß kommen, das dem Herrn angenehm sein wird als ein Mittel, Ihr Verhältniß zu Ihrem Beichtvater, namentlich in Beziehung auf die Leitung jenes Hauses, zu heiligen. Heute können wir, da ich auf Sie rechnen darf, die Maßregeln besprechen, die wir ergreifen müssen. Zuerst will ich Sie mit den Personen bekannt machen, mit denen Sie zu leben und zu ver-

kehren haben. Madame Deville, Ihre Herrin, ist sehr fromm und sehr gütig; ihr Mann war Banquier in Tours. Ihr Vermögen, das bedeutend zu sein scheint, ist, wie ich glaube, in ehrenhafter Weise gewonnen. In einem andern Falle würde ich, wie Sie einsehen werden, die Gewissensleitung der Frau nicht übernommen haben; wahrscheinlich erhalte ich binnen kurzem auch die des Herrn. Der letztere Punkt ist für mich von großer Wichtigkeit. Sie können dazu behilflich sein . ."

„Ich werde sehr gern alles thun, aber wie soll ich . . ?"

„Ein bei guter Gelegenheit angebrachtes Wort nützt oft viel. Mein Name wird bisweilen in der Familie genannt werden. Sie können da in bescheidener Weise Ihre Meinung aussprechen. Das hat immer einen gewissen Einfluß. Man hat kein Mißtrauen zu einer so jungen Person."

„Ich verstehe Sie."

„Der Herr ist religiös und kein schlechter Mensch, er beichtet auch, aber läßt sein Gewissen nicht leiten; er wendet sich an irgend einen Pfarrvicar, der froh ist, wenn er die Beichte zu Ende gebracht hat, nie ernste und wichtige Angelegenheiten berührt und die Absolution bereitwillig giebt. Ach Gott, solche Leute nennt man auch Beichtvater! Sie werden einsehen, daß die Seele eines solchen Mannes in großer Gefahr schwebt und daß es von Wichtigkeit ist, ihn zu veranlassen, sich unter die Leitung eines Mönches zu stellen. Sie können von Zeit zu Zeit, im Gespräche mit der Dame, darauf hinweisen. Sie dürfen erwähnen, daß vielleicht ihr eigenes Seelenheil in Gefahr sei solange sie ihren Mann nicht dahin gebracht habe, sich einer wirklichen Gewissensleitung zu unterwerfen. Ich darf mich nicht selbst rühmen; das wäre unbescheiden, obgleich ich auch das, Gott ist mein Zeuge, nur in der besten Absicht thue. Ich kann

also nicht wohl selbst bei Madame Deville darauf dringen, daß sie ihren ganzen Einfluß auf ihren Mann aufbiete, um ihn endlich in meinen Beichtstuhl zu bringen."

„Ich sehe ein, daß dies Ihrem Charakter widersträubt."

„Freilich, mein Kind, freilich; aber Sie können das ohne Schwierigkeit thun."

„Ich bin nicht ganz ungeschickt, Herr Pater und werde mich bemühen, Ihnen zu dienen."

Der Mönch lächelte.

„Ich werde Sie dagegen auch meinerseits unterstützen," fuhr er fort.

So wurde der Handel zwischen beiden stillschweigend geschlossen. Sie hatten einander wohl verstanden.

„Madame Deville," sprach der Pater weiter, „ist eine vortreffliche Christin, nicht wie so viele vornehme Damen, die nur der Form nach einen Gewissensrath haben wollen, sich selbst zu rathen und zu leiten gedenken und den Beichtvater ebenfalls. Das geht bei mir nicht an. Sie ist sehr fügsam und leistet keinen Widerstand. So verlange ich es auch. Bisweilen ist das sehr schwierig bei hochgestellten Damen. Welche Qual, seine Zeit dem gefährlichen Geschäft zu widmen, ohne der Gewißheit zu haben, daß man Gehorsam finde! Sie besitzt ihn. Sie geht mit großen Schritten auf dem heiligen Pfade der Unterwürfigkeit, der Einfalt, der Gelehrigkeit und des unbedingten Gehorsams. Binnen kurzem werde ich eine auserwählte Seele aus ihr machen — mit Hülfe der Gnade Gottes."

„Das ist recht glücklich, Herr Pater. Sie werden auch mich zum Guten leiten, so unwürdig ich auch bin?"

„Ja, mein Kind, ich sehe ja, daß Sie gelehrig sind. Mit solcher Anlage bürge ich für eine Seele."

„Gegen Sie hoffe ich es immer zu sein."

„Es blieben also die beiden Töchter. Die eine, die jüngere, hat besondere Anlage zu großer Frömmigkeit. Mit Begeisterung kam sie zu mir. Sie zeichnet sich noch vor ihrer Mutter aus. Sie besitzt einen wahren Engelseifer. Ihre Seele werde ich eher zurückhalten müssen, denn in ihr ist der Stoff zu einer heiligen Therese. Die ältere Schwester ist zwar auch nicht ohne Glauben, nein, aber sie gleicht ihrem Vater, sie ist stolz und selbstständig wie er. Solche Naturen unterwerfen sich der Leitung nur, wenn ein starker Schlag von oben sie niederbeugt. Als die Mutter ihr anzeigte, sie werde sie zu mir führen, antwortete sie: sie werde sehen. So ist es noch; sie ist höchst achtungsvoll, höchst zuvorkommend gegen die Mutter; sie hat mich sehr freundlich empfangen, aber zu mir gekommen ist sie noch nicht. Ich habe der Mutter noch nicht viel darüber gesagt. Es ist mir peinlich, daß ich die Mutter und die jüngere Tochter habe, die ältere sich mir aber entzieht. Ein Kammermädchen, das immer mit der jungen Herrin sprechen kann, vermag den größten Einfluß zu üben. Aber es ist dies nicht alles. Diese ältere wird bald heirathen. Der Vater hat sie einem gewissen Armand Villaret bestimmt, wie ich Ihnen im Vertrauen mittheile. Ich habe mich nach ihm erkundiget und nichts Gutes vernommen. Man muß vorsichtig in dieser Sache zu Werke gehen, aber ich kann meiner lieben Beichttochter nicht erlauben, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Heirath gebe. Ich liebe die Familie und thue deshalb noch mehr; ich suchte und fand einen hübschen Mann, der von gutem Adel und ein eifriger Christ ist. Er soll die ältere der beiden Töchter heirathen. Er ist in diesen Tagen der Mutter vorgestellt worden. Auch in dieser wichtigen Angelegenheit können Sie mich unterstützen. Aber vorsichtig müssen wir zu Werke gehen, damit Laurence nichts ahne.

Sie werden besonders Herrn von Chantonnay zu rühmen haben, der mein Schützling ist. Kommen Sie immer auf etwas zurück, was scheinbar unbedeutend, für junge Mädchen aber wichtig ist, wie lächerlich es nämlich sei, einen Bürgerlichen zu heirathen, welcher in dem Kreise ihrer Mutter immer über die Achsel angesehen sein würde, während sie doch bei ihrem schönen Vermögen sehr leicht Gräfin oder Marquise werden könnte. Wenn sie das immer hört, wird sie darauf achten und die Zeit thut dann das ihrige... Das sind meine Instructionen. Sie sehen ein, daß ich mich auf das Wort der guten Mutter, die Sie sendet, ganz verlasse, weil ich Ihnen so ganz gleich nach dem ersten Sehen mein Vertrauen schenke. Die gute Mutter wird mich nicht täuschen."

„O nein, dessen ist sie nicht fähig. Und ich, Herr Pater, ich will Ehre in dem Hause einlegen, habe also alles Interesse, mich durch Sie leiten zu lassen."

„Etwas noch vergaß ich. Sagen Sie den Töchtern der Madame Deville nicht, daß Sie bei mir beichten. Kommen Sie immer früh zu mir, so daß Sie durch dieselben nie in meinem Beichtstuhle etwa überrascht werden. Sagen Sie, Sie beichteten bei einem Jesuiten-Pater. Diese kleine Unwahrheit schadet nicht. Man darf nicht ahnen, daß Sie nach meinem Rathe handeln. Am besten ist, Sie verschweigen es selbst der Madame Deville. Ich kann mich dann freier gegen Sie benehmen. Also, mein Kind, Sie kommen früh, ein- oder zweimal die Woche, öfterer, wenn etwas Neues um Sie her vorgeht. Ueber Alles erstatten Sie mir genauen Bericht. Wenn wir uns mit einander verstehen, werden wir die Familie auf dem Wege des Heils erhalten. Kann man in der Welt etwas Besseres thun? Gott wird uns für unsern Eifer belohnen.. Die Dienstleute in dem Hause

sind fast alle brav und aus Limousin gekommen, natürlich religiös im allgemeinen. Ein junger Mensch ist freilich darunter, der nicht viel taugt, freilich ein ausgezeichneter Diener ist, aber keine Religion hat. Meiden Sie den, mein Kind. Halten Sie ihn fern von sich. Er ist ein Pariser und als solcher wird er schlau sein. Uebrigens wird er Ihre Augen nicht lange beleidigen; ich höre, daß er entlassen werden soll und er wird gewiß entlassen werden. An seine Stelle werde ich einen gottesfürchtigern zu bringen suchen.. Nehmen Sie meinen Segen, mein Kind."

Mamsell Aubierge verbeugte sich unter der Hand des Paters und ging. Sie dankte der heiligen Jungfrau vor ihrem Altare und begab sich sodann zu Madame Deville, die sie erwartete.

4.

Schöne Lehren einen Mann zu lenken.

Der hochwürdige Pater Hieronymus war vorsichtig Schritt für Schritt bei seinem Unternehmen gegangen, das Gewissen der Madame Deville ganz in seine Hände zu bringen. Bei ihrer letzten Beichte hatte er ihr zweimaligen Genuß des heiligen Abendmahles in der Woche gestattet, eine große Gunst. Wenn eine Beichttochter dies erreicht hat, ist sie schon weit gekommen. Der Dominicaner wußte sehr gut, daß er durch solche Erlaubniß das Herz seiner Beichttochter ganz gewinne. Das höchste Ideal war das tägliche Abendmahl und er gedachte, später sie dahin zu bringen. Indeß war sie noch nicht dahin gelangt, daß sie ihren Gatten, ihre Kinder, ihre Neigungen, ihr Haus, alle menschliche Größe für

nichts achtete und mit der Erde überhaupt nur noch durch die Körperhülle zusammen hing.

Als der Dominicaner die Frau wiederum zu seinen Füßen sah, vergaß er nicht zu fragen, wie es mit ihren häuslichen Angelegenheiten stehe und ob sie den jungen Menschen entfernt habe, der dem Hause Deville zur Unehre gereiche.

„Mein guter Pater,“ antwortete die Frau, „alles ging vortrefflich mit dem jungen Kammermädchen, das Sie mir zu verschaffen die Güte hatten. Die Frau Superiorin ist höchst verehrungswürdig und das Mädchen, das sie mir gegeben, ein Engel. Ich hatte Jeannette recht lieb; sie war außerordentlich treu, aber etwas plump und bäuerisch. Die, welche ich aus dem Kloster erhielt, hat eine sehr gute Erziehung genossen und ist auch so außerordentlich fromm. Sie betet jeden Morgen. Meine Tochter Marie ist entzückt vor ihr. Von dem Herrn Jesus spricht sie wie eine heilige Katharina von Siena.“

„Wie freue ich mich, mein liebes Kind, Ihnen zu diesem Schatz von einer Zofe verholfen zu haben. Aber Florentin? Jener Glaubenslose, der sich erfrecht über einen Klosterbruder zu lachen? Er ist gewiß eben so wie die Jeannette entlassen.“

„Ach, hochwürdiger Pater . .“

„Nun?“

„Sie sehen mich in Verzweiflung. Ich habe gewiß alles bei meinem Manne gethan was ich thun konnte; alle meine Gründe, die ich vorbrachte, nützten nichts. Deville bleibt hartnäckig. Die Männer sind schrecklich in solchen Dingen.“

„Sie haben die Sache nicht recht angefaßt. Ich glaube nicht, daß es einen unfügsamen Mann giebt. Ein solches Wort darf für eine noch schöne Frau gar nicht existiren.“

„Ach, Herr Pater, schmeicheln Sie nicht.“

„Gott bewahre mich, daß ich Ihnen schmeicheln sollte. Ich weise Sie nur auf Ihre Macht hin. Wie viele Frauen wissen nicht, welche Gewalt sie besitzen. Sie liegen demüthig, einfältig — entschuldigen Sie dieses Wort — zu den Füßen des Mannes, während er ihr Sclave sein sollte. Die Orientalinnen werden zwar eingeschlossen gehalten, sind aber doch klüger, wie man sagt, als die Frauen des Abendlandes, die doch tausend Mittel haben, ihrem einzigen Manne die Kette anzulegen, sie fester zu ziehen, wenn sie locker geworden ist und ihn ganz zu binden, wenn er sich frei gemacht zu haben glaubt. Die armen gutmüthigen Frauen dauern mich. Sie könnten Königinnen sein, immer, wenn sie wüßten, wenn sie wagten.“

Mad. Deville, die für ihre acht und dreißig Jahre sich sehr gut gehalten, aber, da sie ihre Tochter verheirathen wollte, unter die Großmütter sich zu rechnen anfing, hörte sehr gern, daß sie in ihrem Alter noch Mittel finden könnte, sich jung zu machen und die mächtige, aber vergängliche Herrschaft der ersten Reize über das Herz eines Mannes wieder zu erhalten. Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, der ihr Sehnen darnach auszudrücken schien.

„Wir sind nur arme Klosterbrüder, die fern von der Welt leben, aber wir haben viel nachgedacht über die Schwächen der Männer. Nichts ist verkehrter als die Männer durch Gründe, durch den Verstand leiten zu wollen. Zu lenken sind sie nur durch ihren Stolz, ihre Vorurtheile, ihre Eitelkeit und vor allem — ich darf es hier wohl sagen, da wir allein sind — durch ihre gewaltigste Leidenschaft, die sich zu dem Weibe führt. Dadurch werden die Männer geleitet und gelenkt. Sie haben Florentin entlassen wollen?“

„Ja, Herr Pater.“

„Wie benahmen Sie sich dabei? Sie gaben ihrem Manne

Gründe an, weil er ein verständiger Mann ist und auf Gründe hört?"

„Das war gewiß der richtigste Weg."

„Ganz und gar nicht."

„Wie so?"

„Ganz und gar nicht, sage ich Ihnen. Ihren Gründen setzte der kluge und erfahrene Mann andere Gründe entgegen. Er hatte vielleicht bessere, wenigstens wußte er sie besser zu brauchen und Sie sahen sich genöthiget nachzugeben. Wenn Sie ihn dagegen an seiner Schwäche gefaßt, auf sein Herz gezielt, wenn Sie ihn durch einen Blick, durch ein Lächeln entzückt, wenn Sie einen rechten Augenblick abgewartet hätten, würden Sie den Sieg erlangt haben. In diesem Augenblicke würde er schwach gewesen sein, denn alle Männer sind es. Sagen Sie nicht selbst alle Tage: den Frauen ist nicht zu widerstehen? Ihre Macht liegt also eben darin, daß Sie Weib sind. Wenn Sie, im Gegensatz zu so vielen ungeschickten Frauen, verstanden hätten, das Herz Ihres Mannes so zu erhalten, daß er Ihrer nie überdrüssig geworden wäre. Die Schönheit der Frau muß einer reinen Quelle gleichen, die immer gleich frisch ist und die große Kunst einer Frau besteht darin, zu bewirken, daß der Mann immer nach dieser Quelle dürstet. Verstehen Sie mich?"

„So ziemlich."

„Gedenken Sie Jacobs. Er diente Laban sieben Jahre. Nachdem ihn dieser Alte betrogen hat, der die Lea unterbringen will, diente er noch sieben Jahre um die Rahel, die er leidenschaftlich ersehnte. Vierzehn Jahre Treue! Zwanzig Jahre kann man einen Mann treu erhalten so gut wie zwanzig Monate, ihn aber auch nach fünfzehn Jahren, wie nach fünfzehn Monaten verscheuchen. Solche Sachen messen sich nicht nach der Zeit, sondern nach der Klugheit und die

höchste Klugheit der Frau besteht darin, den Wunsch und das Verlangen des Mannes immer rege zu erhalten."

„Sie könnten wohl Recht haben."

„Ganz gewiß. Es giebt eine gewisse Koketterie, die eine christliche Frau gebrauchen kann und gebrauchen muß, um die Herrschaft über das Herz ihres Mannes immer zu behalten. Wenn der Mann nur noch einige Liebe zu der Frau behalten hat, ist das sehr leicht. Er ist der scheinbar kalte Stein, die Frau aber der Stahl, der das Feuer hervorruft. . . Liebt Ihr Mann Sie?"

„Ja . . . Ich glaube."

„Dann kann er Ihnen nicht entgehen."

„Ich werde Ihnen gehorchen, Herr Pater."

„Sie müssen sich so viel als möglich für ihn verjüngen, wieder mit dem anfangen, was den Alten wie den Jungen den Kopf verdreht, am meisten vielleicht denen, die nicht ganz jung mehr sind, weil ihre thörichte Eitelkeit ihnen dann sagt, der Spiegel lüge, wenn sie selbst ihrer eigenen Frau noch so zärtliche Gefühle erregen können. Handeln Sie darnach, so werden Sie Ihren ernsten und bedächtigen Deville vollständig beherrschen. Ach, wenn alle Frauen ihre Macht zu gebrauchen verständen, würden wir durch sie die Welt beherrschen und das wäre sehr gut, wie Sie einsehen werden."

Madame Deville war zwar etwas überrascht, solche Lehren aus solchem Munde zu vernehmen, fand aber doch nichts Unangenehmes in der empfohlenen Methode.

„Ich glaube nicht," fuhr der Mönch fort, der wohl bemerkte, daß er eine aufmerksame Schülerin vor sich hatte, „daß viele Männer den mächtigen Waffen der Frauen widerstehen. Allerdings giebt es einige stolze, kalte oder blasirte Naturen unter ihnen. Der Stolz will sich nicht beugen

vor dem Schwachen und der Herrschaft sich nicht unterwerfen, die ihm durch Liebkosungen auferlegt wird.. Andere macht die Gewöhnung kalt.. Wenn die Liebe nichts mehr vermag, muß man die List zu Hilfe rufen. Die List der Frau ist ein Staatsstreich. Sie staunen?"

„Allerdings."

„Sie werden mich sogleich besser verstehen. Wenn der Mann heirathet, weiß er sehr wohl, daß ihm die Rolle der Kraft zufällt, die Macht des Gesetzes, die ihn zum Alleinherrscher in der Familie macht. Aber er rechnet zu viel auf dieses Hauskönigthum und etwas kann er nicht voraussehen — die Auflehnung der Schwäche gegen die Tyrannei. Sie sehen ein, daß es dazu nur in den äußersten Fällen kommen darf, wenn es bewiesen ist, daß der Mann z. B. sich hartnäckig weigert, Gott in der Familie dienen zu lassen; dann kommt es zum Staatsstreiche. Der Mann, der zwar der stärkere Theil ist, fühlt doch das Bedürfniß nach Ruhe in seinem Hause. Er hat außer demselben Kämpfe, unangenehme Geschäfte, Conflicte allerlei Art; er muß fortwährend kämpfen, ringen und streiten in der Gesellschaft, wie sie in unserer Zeit nun einmal ist. Es erklärt sich also wohl, daß er nach den Aufregungen den Tag über Ruhe in seinem Hause sucht. Wenn es sich aber zeigt, daß er diese ihm nothwendige Ruhe nur unter der Bedingung gewisser Opfer erlangen kann; wenn man ihn überzeugt, daß die Frau, die Schwächere, sobald sie sich auflehnt, sein Haus in eine Stätte unangenehmer Erörterungen, endloser übeler Laune, unveränderlicher Kälte verwandelt, ist der schreckliche Mann überwunden; was er den besten Gründen nicht zugesteht, auf die er oftmals gar nicht hört, was es der Liebe nicht gewährt, die er verschmäht, bewilliget er seinem selbstsüchtigen Bedürfniß nach Ruhe. Er will um jeden Preis Frieden

haben, geht den Vertrag ein und giebt der Frau nach. Wenn dies also in den keineswegs christlichen Kreisen geschieht, um einen Mann zu bewegen in weltlichen Dingen, sogar leichtfertigen Wünschen der Frau, nachzugeben, z. B. häufig in das Theater zu gehen, den und den Luxus zu treiben, die und jene Reise zu machen, wird es sicherlich noch um vieles rechtmäßiger sein, zu solchen Mitteln in Angelegenheiten der Frömmigkeit, der Kirche u. s. w. zu greifen.. Darüber kann gar kein Streit sein. Es ist ja ein kleines Uebel um einer großen guten Sache willen. Was ist ein häuslicher Zank von etwa acht Tagen, wenn es gilt, den Mann zu dem Ausspruche zu bringen: „nun ja, meinetwegen, ich gebe nach." Das nenne ich den Staatsstreich der Frau. Wenn alles Uebrige erschöpft ist, wenn die Frau von der Hartnäckigkeit des Haustyrannen sich überzeugen muß, daß sie die Herrschaft in der Familie, die ihr die Religion überträgt, nicht nach dem Gesetz Gottes und ihrem Gewissen ausüben kann, tritt sie ihr wohlbegründetes Recht der Vertheidigung an. Da sie durch die Stärke nichts vermag, wendet sie weislich die List an. Wie gesagt, es handelt sich höchstens um Ausdauer von acht Tagen. Wenn der Mann, den die gottesfürchtige Frau lange ermahnte, das Haus nach dem Willen Gottes einzurichten, allem widersteht, Bitten, Ermahnungen und Liebkosungen, so erklärt sich die Frau in ihren heiligsten Gefühlen wie in ihren Rechten und in ihrem Herzen verletzt. So lange der Gottlose sich nicht bessert, so lange er sein Unrecht nicht anerkennt, spricht die Frau nur im kältesten „Ja" und „Nein" mit ihm; sie berührt ihn nicht als wäre er pestkrank; alle ihre Worte verrathen den Unwillen ihres Herzens und den heiligen Haß gegen den Satan, welcher sich gegen Gott auflehnt. Er muß nachgeben, denn welcher Mann könnte einer Frau, deren Augen von

Zorn glühen und die ihre Verachtung durch kurze Worte und durch Geberden ausdrückt, widerstehen, während die Kinder traurig sind und keine Liebkosung für den Vater haben, die Dienstleute die Partei der Frau ergreifen, die sie gewöhnlich fortschickt, während der Mann um die Wirthschaft sich nicht kümmert und dieses Verhältniß Wochen lang, ja Monate dauern kann? Frieden kann er eben nur haben, wenn er nachgiebt. Ein kluger Mann, der einmal nachgiebt, weiß auch, daß er allemal und für immer nachgiebt. Er entsagt seiner Macht ein für allemal. Seinem Zorn macht er gewöhnlich durch einige harte und scharfe Worte Luft. Die Frau erwartet dies, es überrascht sie nicht; sie weiß ja, daß das Gewitter immer mit einem letzten Donnerschlage schließt: „Macht was Ihr wollt!“ donnert es meist. Schon am nächsten Tage hat die Frau, die nun sanfter und liebenswürdiger als je ist, jene Hölle von einigen Tagen in ein Paradies verwandelt. Die Kinder, die glücklich darüber sind, daß der Zank im Haus zu Ende ist, liebkosen den Vater auf das Zärtlichste. Die Dienstleute sind außerordentlich eifrig und aufmerksam. Selbst der treue Hund scheint zu merken, daß der Herr nicht mehr der Paria der Familie ist und theilt aller Freude. Das ist, liebe Tochter, der Staatsstreich, und ich sage Ihnen alles das, damit Sie es zu Ihrer Richtschnur nehmen. Sie sind klug und werden immer mit aller Vorsicht zu Werke gehen. Sie werden auch einsehen, daß die, welche uns beschuldigen, wir brächten bisweilen Unfrieden in die Familien, leichtes Spiel gegen uns hätten, wenn sie annähmen, wir führten gegen alle unsere Beichttöchter eine solche Sprache. Ob in Ausnahmefällen die Theorie des Staatsstreiches in der Familie ausführbar sei, muß immer der Beichtvater in letzter Instanz entscheiden. Für gewöhnlich bin auch ich für sanfte Mittel; was diese

betrifft, so hat die Frau nur ihrer Natur zu folgen, nur Weib zu sein. Ich habe Sie heute lange aufgehalten, aber diese Unterweisung war nöthig. Die Frau muß ihre Rechte kennen und ihre Stärke fühlen. Sie werden mich auch verstanden haben. Alle diese Mittel mächtigen Einflusses, alle diese Mittel der Herrschaft in der Familie sind nur gerechtfertiget, wenn sie gebraucht werden, um die Sache Gottes und der Kirche zu unterstützen.. Bei der nächsten Beichte werden wir weiter über die Ordnung Ihres Hauswesens sprechen. Wir haben die so ernste und so wichtige Angelegenheit der Verheirathung Ihrer ältesten Tochter. Was ich davon denke, wissen Sie. Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich Sie nicht viel damit belästiget habe. Ich machte Gründe geltend, die Sie überzeugen müssen, daß diese Heirath nicht nach dem Geiste Gottes sein würde. Wir sprechen noch darüber und vorher beten wir inbrünstig, daß wir nichts thun mögen gegen den heiligen Willen Gottes."

„Sie sind sehr gütig gegen mich."

„Ich habe nur die Heiligung Ihrer Seele im Auge, liebe Tochter. Die Bösen begreifen die großen Vortheile der Gewissensleitung nicht. Sie meinen ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie sich einem Führer unterwerfen, der im Namen Gottes zu ihnen spricht. Die armen Verblendeten! Beklagen wir sie, daß sie die so leichten Mittel zur Vervollkommnung verkennen! Leben Sie wohl, liebe Tochter! Auf baldiges Wiedersehen!"

„Leben Sie wohl, hochwürdiger Pater!"

5.

Die beiden Pole.

Seit dem Einzuge Deville's in das große prächtige Haus in Paris hatten sich zwei Gedankenströmungen um ihn her gebildet. Die eine hatte er selbst bestimmt, die, in welcher sich seine ältere Tochter Laurence und Armand Villaret, sein künftiger Schwiegersohn, befanden, welcher, nach dem Herkommen in der Provinz, das Haus des Schwiegervaters selten mehr verließ. Welches trauliche Geplauder in dem neuen Salon, in welchen nichts Anspruchsvolles gedrungen war, in welchem alle erhabenen Ideen ausgesprochen werden konnten und in dem jene Ungezwungenheit herrschte, welche die hervorragenden Geister um sich verbreiten! Der Abbé Courbon, der Freund Villarets und Landsmann Deville's, erschien häufig nebst einigen Männern der Wissenschaft und Literatur. Der junge Graf von Savinières, den seine Tante der Madame Deville vorgestellt hatte, gehörte ebenfalls zu den gewöhnlichen Gästen und er war seiner ungewöhnlichen, etwas kaustischen, aber immer geistreichen Unterhaltung wegen gern gesehen.

Laurence war nicht minder durch ihren Geist als durch ihre Schönheit ausgezeichnet. Dieser Geist hatte die Klarheit und Frische der ersten Jahre, in welchen lebhafte Empfindungen bei manchen Naturen die durch Nachdenken und Erfahrung gewonnenen Gedanken ersetzen. Laurence, die zu jung war, als daß sie viel gesehen und gedacht hätte haben können, besaß scharfes Urtheil und hatte großartige Ansichten, die ihr gleichsam instinctmäßig gekommen waren. Freilich gehörte sie einer großen Schule an. Um dem Manne nicht zu weit nachzustehen, den ihr Vater ihr gab,

hatte sie sich, seit dem Aufenthalte in dem freundlichen Vareilles und seit den herrlichen Spaziergängen in den grünen Wiesen und an den mit Kastanienbäumen bewachsenen Hügeln, an dem Geiste Villarets genährt, dem sie mit ruhiger, aber starker Liebe zugethan war, welche in gewissen Seelen die Freude des Lebens sein soll, sowohl in schon vorgerückten Jahren als in der Jugend. Die liebende Schülerin hatte in einigen Monaten gelernt was in dem sorglosen Leben der jungen Mädchen nur Jahre lehren, weil sie durch Tändeleien in Anspruch genommen werden, den Sinn auf Vergnügungen und Gesellschaften richten und ganz zu vergessen scheinen, wie vortheilhafter ihnen ein etwas ernsteres Leben sein würde.

Villaret hatte mit Entzücken diese Umwandlung in Laurence vor sich gehen sehen. Er sprach oft mit ihrem Vater darüber und er konnte ohne grobe Schmeichelei sagen: Ihre Tochter ist Ihr Ebenbild, nur ohne Ihre lange Erfahrung und überdies mit aller weiblichen Anmuth.

Die andere Strömung wurde durch dem eifrigen Dominicaner veranlaßt, der nach einigen Wochen der unbeschränkte Herr der Gedanken und des Willens der Madame Deville war. Marie, die jüngere Tochter, hatte sich in diese fanatische Strömung mit einem Eifer gestürzt, über welchen der unvorsichtige Leiter und Lenker der beiden Seelen, der Mutter und der Tochter, fast erschrak. Die erstere war ein biegsames Rohr, das sich neigte wie man es haben wollte, die letztere dagegen ein Stück Stahl, dessen Härte durch nichts gemindert werden konnte.

Der Mönch und Marie besaßen dieselben gewaltsamen Ideen, dasselbe Streben für das Niederhalten aller menschlichen Freiheit. Der erfahrenere Mönch hielt noch einiges Maß in seinen Plänen und er wollte nicht das Unmögliche

versuchen. Für das Mädchen aber, das den Mysticismus in tiefen Zügen in ihrem Kloster in sich aufgenommen hatte, gab es Unmögliches gar nicht. In der heiligen Schrift sah sie nicht eine einzige bildliche Redensart, kein Gleichniß; sie strebte nach dem Grade der Exaltation des Glaubens, wo im Ernst zu dem Berge gesagt wird: stürze dich in das Meer und wo der Berg gehorcht. Madame Deville, die vertrauensselige, fühlte das Bedürfniß angetrieben zu werden, während die schwärmerische Marie zurückgehalten werden mußte.

Wir kennen alle Pläne des Paters Hieronymus in Bezug auf die neue Familie, die einen so ehrenhaften Platz in der Pariser Gesellschaft einnahm. Nachdem er die Dienerschaft in einer Art reformirt, damit Gott in dem Hause herrsche, d. h. nachdem er eine Spionin dahin gebracht hatte, durch die er alles zu erfahren gedachte, nachdem er der Mutter sich versichert hatte, blieben ihm nur noch zwei nicht fügsame Personen zu überwältigen.

Die unklugen Lehren, welche er Madame Deville gegeben hatte und die natürliche Neigung Mariens, alles was sich von dem fanatischen Katholicismus etwas entfernte als Verbrechen von sich abzuhalten, mußten in der bis dahin so friedlichen Familie einen tiefen Riß hervorbringen.

Man befand sich an den entgegengesetzten Polen: Freiheit und Fanatismus; Liebe zum Guten und Gewaltthat im Namen Gottes.

Das alles war das Werk des Mönches.

Das Uebel hatte so sehr um sich gegriffen, daß es eigentlich kein anderes Hülfsmittel für den betheiligten Mann gab, wenn er sich durch zwei ihm theuere Personen nicht auch auf Abwege verleiten lassen wollte, als jeden Verkehr

mit dem gefährlichen Gewissensrathe und Andern zu untersagen, die ihm glichen.

Aber Deville achtete in Andern tief, was er in sich geschont wissen wollte, — die Gewissensfreiheit. Sie war in seinen Augen die erste und heiligste. Es widerstrebte seinem Gefühle, seine Frau unter Vormundschaft zu stellen, wie man es mit einem unverständigen Kinde thut. Marie sogar hielt er für zu alt, als daß er sie wie ein Schulmädchen behandeln dürfe. Auch besaß sie eine unbeugsame Energie. Will man solchen Temperamenten die Zügel anlegen, so ruft man in der Regel Excesse hervor.

Als der Mönch mit der vorsichtigen Artigkeit und dem halb jovialen Wesen, das manche seiner Art anzunehmen wissen, wenn sie erfahrene Männer täuschen und gewinnen wollen, dem Herrn Deville einen Besuch gemacht, hatte ihn dieser mit aller Höflichkeit aufnehmen müssen. Er hatte in der Wahl des Dominicaners zum Beichtvater nur einen Einfall seiner Frau gesehen. Diese hatte ihm ja auch gesagt: die Marquise von Savinières hat ihn mir gegeben. Es war nichts mehr dagegen zu sagen und zu thun. Die Marquise war nicht böswillig und sie liebte Helenen. Sie konnte also unmöglich einen Feind in das Haus bringen. Deville war darüber vollkommen beruhiget.

Welche Mittel hatte er auch dagegen anzuwenden? Sollte er Tyrann gegen seine Frau und seine Tochter werden?

Die erste Forderung seiner Frau hatte ihn allerdings überrascht, aber in derselben nur eine vorübergehende Schrulle, eine übertriebene Besorgniß einer frommen Mutter gesehen. Es war ja ein freundliches Uebereinkommen schließlich erfolgt. Nicht so war es gewesen, als die Frau die Absicht geäußert hatte, Florentin zu entlassen. Darin hatte er,

ohne gerade den Befehl des Beichtvaters zu errathen, einen Eingriff in seine Hausherrnrechte gesehen, die er durchaus nicht aufzugeben gedachte. Deshalb war die Frau vollständig mit dieser Anforderung gescheitert.

Aber die Sache kam ihm immer wieder in den Sinn, obgleich sie im Ganzen so unbedeutend war. Er sprach mit Villaret, der darüber lachte.

„Eine Wunderlichkeit der guten Mutter! Gar fromme Diener findet man in Paris nicht. Man muß zufrieden mit denen sein, die man erhält.“

Damit war die Sache abgethan.

Eines Tages aber, als Deville mit dem Abbé Courbon allein war, schüttete er diesem sein Herz aus. Er erzählte ihm die Geschichte von Jeannette und Florentin und sagte dann:

„Was meinen Sie dazu? Meine Frau war sonst nicht so.“

„Das glaube ich wohl,“ entgegnete der Abbé; „ihr Beichtvater in Tours war auch der gute Pfarrer von Saint Symphorian, kein Fanatiker, und in Vareilles wendete sie sich auch an den Pfarrer. Keiner dieser braven Geistlichen würde ihr solche Ideen eingegeben haben. Dahinter steckt der despotische spionirende Mönch.“

„Scherzen Sie?“

„Leider nicht. Ich habe mit Ihnen noch nicht von ihm gesprochen, weil mir es widerstrebt, daß ein Geistlicher gegen einen andern spricht, wenn der andere auch eine Kutte trägt, aber ich habe immer den Gedanken gehabt, dieser heftige und rückwärts strebende Mönch werde die Damen hier im Hause weit bringen, sobald er sie unter seine Leitung bekomme.“

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt, Abbé?“

„Aus Schonung, vielleicht auch aus Furchtsamkeit; ich lasse mich in so ernste Dinge selbst gegen meine vertrauten Freunde nicht gern ein. Die Mönche richten durch ihre Wiedererweckung des Mittelalters, mitten unter unserer Geistlichkeit, soviel Unheil an, daß ich nicht gern an sie denke, selten von ihnen spreche und am liebsten gar nicht von ihnen sprechen möchte. Ich halte sie und die aus der Geistlichkeit, welche sie irre leiten, für eine Geißel des Katholicismus. Es scheint ein Fluch an der unseligen Kutte zu kleben; sie erscheint nie ohne den Fanatismus und folglich immer mit dem Kampfe gegen die menschliche Freiheit und mit der Unterdrückung derselben. Wenn ich einen Staat verderben wollte, würde ich ihn dem Fanatismus der Mönche überlassen; ehe zwanzig Jahre vergehen, wäre er todt."

„Freund, Sie ängstigen mich."

„Ich kann schweigen; es ist oftmals schwer, aber es gelingt mir, ich schweige wirklich, aber wenn Sie mich nach meiner Meinung fragen, muß ich sie ganz sagen. Ich habe sie gesagt.

„Sie sehen also eine ernstliche Gefahr in der Gewissensberathung durch diesen hochwürdigen Pater?"

„Ganz gewiß. Solche Leute haben auch nicht den geringsten Begriff von der Beichte; sie kennen den Zweck derselben und ihre Bedeutung in der christlichen Zucht nicht. Sie bilden sich ein, sie hätten die Sündenvergebung in ihrer Kapuze, wie die Kuh die Milch im Euter. Sie halten sich für kleine Götter, die vergeben und deren Berührung schon bekehre. Zu welchen Verwirrungen muß solche Unwissenheit in einem so schwierigen Amte wie die Beichte ist führen, selbst wenn sie mit größter Vorsicht und Klugheit behandelt würde? Welche Rathschläge werden da gegeben! Welche gefährliche Exaltation erregen sie in Köpfen, die von Natur

schon zu Enthusiasmus geneigt sind! Welche Gedankenverwirrungen gehen aus den extravaganten Fragen hervor, die sie, im guten Glauben, für nöthig halten, damit die Selbstanklage vollständig werde! Lieber Freund, es ist das ein Chaos, in welchem man sich verliert, eine Verderbniß einer an sich heiligen Sache, ein Unglück für die Religion, die auf andere Weise recht wohl in der Achtung und Liebe erhalten werden könnte. .. Die Bischöfe .. die Weltgeistlichen haben Jahrhunderte lang alles gethan, um die Mönche in ihren Klöstern festzuhalten, aber die frommen Männer, die der Welt entsagten, wollten durchaus mit ihren Kutten und ihren rasirten Köpfen mitten in der Welt sich zeigen. Sie kennen nichts von dem ernsten Leben in jeder Civilisation, maßen sich aber an, diese Civilisation zu leiten und zu regieren. Sie verlangen, daß die Könige, die Großen und die vornehmen Damen ihnen beichten. Nachdem sie diesen Weg einmal betreten hatten, hielt sie nichts auf in ihrem Streben, die Geistlichen zu verdrängen im Beichtstuhle, auf der Kanzel. Rom, das in diesem Punkte eine große Schuld auf sich geladen, hat sie gegen die Bischöfe unterstützt, hat die Anmaßung begünstiget und sie freigegeben von der bischöflichen Gerichtsbarkeit; darauf errichteten sie denn Altäre gegen Altäre und führten die Anomalie einer Mönchskirche ein, welche die bischöfliche verdrängte. Das geschieht jetzt von neuem unter uns. Die intelligenten Bischöfe klagen, wollen aber nichts thun, was Rom unzufrieden macht; die andern geben nach, weil sie durch solche Fromme Gutes wirken zu können glauben, so daß trotz der langjährigen früheren Erfahrung dieselben Irrthümer sich wiederholen, die Weltgeistlichen bei den Frommen in Mißcredit kommen und bei den Frauen ein Mysticismus genährt wird, der bisweilen bis zum Wahnsinne steigt, während die

verständigen Männer von der Beichte sich abwenden, die Kirche aber mehr und mehr ihr Ansehen verliert und dem Untergange zugeführt wird."

„Diese Schilderung ist keine heitere."

„Ganz im Gegentheile, lieber Freund. Die Fanatiker wissen nur zu gut, daß wir, aus Schicklichkeitsgefühl und aus Achtung vor der Gewissensfreiheit, sie dulden. Aus Dank dafür arbeiten sie an unserer Vernichtung. Sie können es beurtheilen, wie schnell es mit der Weltgeistlichkeit bergab gehe, wenn Sie fünfzehn Jahre zurücksehen. Es wird Ihnen auch erklären, warum ich ein Feind der Mönche bin, nicht um ihrer selbst willen, obgleich es viele elende Ehrgeize und verschrobene Köpfe unter ihnen giebt, sondern wegen ihrer Herrschsucht und wegen ihrer gefährlichen Theorien über die Gewissensleitung."

„Und die Weiber folgen ihnen!"

„Ja, es ist Mode geworden; die Crinoline und der Mönch sind die beiden Extravaganzen, die uns die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat. Ich könnte Ihnen unglaubliche Dinge darüber erzählen."

„Der Mönch, der Pater Hieronymus, kommt mir ganz besonders unternehmend vor. Ich würde mich sehr wundern, wenn er nicht ein Tartüffe ist."

„O, nicht im Geringsten! Der Tartüffe ist nicht gefährlich; er verräth sich. Diese Leute sind Fanatiker und das ist etwas ganz anderes. Tartüffe spricht von göttlichen Dingen, wie die schlechten Kerle von der Tugend; die Fanatiker meinen es ernstlich. Ernstlich und mit tiefer Ueberzeugung, daß er zur Ehre Gottes arbeite, wird Pater Hieronymus Ihrer Frau gesagt haben: ich versage Ihnen die Absolution, wenn Sie nicht eine sehr fromme Kammerzofe

haben, die Ihre Töchter in heiligen Gedanken erhält; Ihr Gewissen ist nicht sicher, so lange bei Ihrem Manne nicht ein Diener sich findet, der seine Ostern hält. Ach, ich kenne diese Art Leute! Ich habe mit ihnen zu thun gehabt und werde lange daran denken. Wäre unser Erzbischof nicht so unparteiisch und so wenig geneigt, sich von ihnen leiten zu lassen, so wäre ich lange nicht mehr in meinem Amte."

„Wirklich, guter Abbé?"

Statt aller Antwort erzählte der Abbé Courbon die Geschichte von dem Diner bei dem Pfarrer von St. Thomas von Aquino und der Untersuchung, welche die Folge gewesen war.

„Lieber Freund", schloß er, „es sind gefährliche Nachbarn für die Geistlichen und gefährliche Führer für die Familien."

Dieses Gespräch, dessen Hauptzüge wir nur andeuteten, machte einen tiefen Eindruck auf Deville. Er besaß einen so guten Verstand und hatte so viel Erfahrung, daß er die Enthüllungen des Vicars vollständig zu würdigen vermochte.

Es stellte sich ihm ein schwieriger Punkt dar:

Die Gewissensfreiheit duldet die Mönche.

Die Mönche sind die Feinde des Menschengeschlechts und wollen die Gewissensfreiheit vernichten.

Soll man die Arbeit der geheimen Zerstörung, die sie in der modernen Welt anrichten, geschehen lassen, weil die moderne Welt alle Meinungen, alle möglichen Aeußerungen der religiösen Idee duldet?

So und ähnlich dachte Deville.

6.

Weigerung den Pater Hieronymus als Gewissensrath anzunehmen.

Am Tage nach seinem Gespräche mit dem Abbè Courbon war Herr Deville außerordentlich gedankenvoll. Manche Leute erschrecken vor einem unangenehmen Gedanken, während andere nur durch Thatsachen sich bewegen lassen.

Villaret, der immer fürchtete wie alle Liebenden und überdies ein scharfer Beobachter war, bemerkte wohl, daß irgend ein lästiger Gedanke den Herrn Deville störend beschäftigte. Aber es war ein so inniges Vertrauen zwischen den beiden Männern entstanden, daß Villaret nicht anstand, eine offene Mittheilung zu suchen.

„Väterchen," so nannte Laurence Herrn Deville und so sagte auch Villaret in vertrauten Stunden, „Väterchen, Sie haben etwas."

„Ja wohl. Warum fragen Sie?"

„Ich glaubte in Ihrem Gesicht einen peinlichen Eindruck Ihres Gemüthes zu bemerken."

„Sie haben sich nicht getäuscht."

Und Deville wiederholte kurz das Gespräch, das er am Tage vorher mit dem Abbé gehabt; er gestand auch mit rührender Aufrichtigkeit, daß solche Gedanken ihn außerordenlich unangenehm berührten, sowohl wegen der Gesellschaft selbst, deren Glück und moralische Größe er liebte, als wegen seiner eigenen Familie, namentlich wegen seiner Frau, die mit der Heiterkeit eines redlichen Gemüthes zu reiferem Alter gelangt und nun den Quälereien eines fanatischen Gewissensraths ausgesetzt sei und wegen der Tochter Marie, der Feuerseele, welche durch übermäßige Aufregung der Phantasie sicherlich zu schrecklichen Verirrungen gebracht werde.

„Begreifen Sie nun was mich drückt?“

Villaret hatte schweigend die erregte Erzählung Deville's angehört und antwortete nun:

„Ja, ich begreife es. Ich hatte den Mönch längst durchschaut.“

Und er berichtete von den Eindrücken, die er an dem Tage empfangen, als er den Pater Hieronymus das erste Mal bei Madame Deville gesehen.

„Es kam mir vor, als sehe ihn die gute Mutter an, wie die schüchternen Vögel die Schlange betrachten, die sie bezaubert. Ueber Maria erschrak ich. Feurige Blitze sprüheten aus ihren Augen vor dem seltsamen Manne, in dem sich übertriebene und unduldsame religiöse Ideen verkörpert haben. Sie hätte fast gesagt, ich bin eine Tochter des heiligen Dominicus, ich liebe die Dominicaner, weil sie den heiligen Glauben durch Scheiterhaufen vertheidigen wollten. Ich empfand an diesem Tage eine tiefe Abneigung gegen diesen Mann, nicht sowohl gegen seine Person, die mir ziemlich mittelmäßig vorkam, als vielmehr gegen den stolzen und fanatischen Mönch, der hochmüthig vor mir stand und durch verstohlene Blicke errathen zu wollen schien, ob ich für oder gegen ihn gesinnt sei. Mein Instinct hat mich nicht getäuscht und da wir einander eben vertrauliche Mittheilungen machen, so werde ich mir erlauben, den schlimmen Gedanken auszusprechen, der in diesem Augenblicke sich wie ein Schwerdt in mein Herz drückte.“

„Welcher Gedanke ist das?“ fragte Deville traurig.

„Während der Mann, der mich wahrscheinlich errieth, gegen Maria sich wendete, die mit all ihrer Leidenschaft ihn anhörte, sagte ich mir mit einer gewissen Bitterkeit: wenn ich jemals mein Glück verlieren sollte, trägt dieser Mann die Schuld; er wird der böse Geist in der Familie sein.“

„Trösten Sie sich, Armand, denn Laurence ist glücklicherweise seinem gefährlichen Zauber entgangen. Vollständig ist unser Unglück nicht. Der gerade Sinn des lieben Kindes wird sie hoffentlich auch in der Zukunft vor dem verderblichen Beispiele des moralischen Verfalles schützen, das ihr die arme Mutter giebt. Wenn ich einigen Andeutungen glaube, die ihr entschlüpften, fühlt sie gegen den Mönch, gegen diesen Engel der Finsterniß, das Gegentheil von Begeisterung."

Madame Deville war in das Zimmer in dem Augenblicke getreten als die Männer mit ihrem Gespräche so weit gekommen. Noch lag in ihren Zügen etwas Mildes und Gutmüthiges, aber ihr Blick war bereits unsicher, ihr Auge glich nicht mehr dem Spiegel, durch den eine ihrer selbst sichere, ihren Willen beherrschende Seele bis in ihre Tiefen sich durchschauen läßt. Das Gefühl der falschen Stellung, in welcher die Gewissensleitung durch den Mönch sie brachte, verrieth sich bereits und bald mußte eine Zeit kommen, in welcher die lange reizende Frau, eine Eva im Paradiese, in eine traurige, unglückliche, zu den Schmerzen der Verbannung verurtheilte Eva sich verwandeln würde.

Nach kurzem Gespräche mit ihrem Manne und mit Armand stand Madame Deville wieder auf und begab sich in ein Nebenzimmer, in welchem sich Laurence befand. Sie war mit einer feinen Stickerei beschäftigt und hatte das Gespräch ihres Vaters mit ihrem Geliebten nicht unterbrechen wollen. Sie hatte alles gehört, da die Thür nur angelehnt gewesen war.

Die traurigen Enthüllungen und der Gemüthszustand, in dem sie den Vater gefunden, hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Sie verheimlichte ihn und empfing die Mutter mit freundlichem Gesichte.

Diese fühlte sich mehr und mehr geneigt, in ihrem Hause die Pläne zu verwirklichen, welche der Pater ihr vorgezeichnet hatte, und suchte Laurence auf, um sie daran zu erinnern, daß sie am Weihnachtsfeste ihre beiden Töchter mit besonderer Freude in ihrer Gesellschaft zum Abendmahle gehen sehen würde.

„Sehr gern, liebe Mama," antwortete Laurence. „Es ist allerdings ein großes Fest und ich werde mich glücklich schätzen, im heiligen Sacramente mir Kraft holen zu können."

„Das ist aber nicht alles, liebes Kind. Ich wünschte auch sehr, daß Du denselben Beichtvater hättest wie ich."

„Warum, liebe Mama?"

„Es schickt sich so. Deine Schwester und ich wenden uns an den Dominicaner-Pater, den Du im Hause hier gesehen hast. Es würde in der Gesellschaft seltsam ausgelegt werden, wenn Du bei einem Andern beichtetest."

„Dieser Grund überzeugt mich nicht. Die Gesellschaft hat genug zu thun, um unsern Anzug und unsere Equipage sich zu kümmern und wird sich in unser Gewissen nicht mischen."

„Du irrst Dich. Man bemerkt alles. Die Frau Marquise von Savinières hat mir schon gesagt, sie fände es seltsam, daß Du den Freigeist spieltest und nicht, wie Deine Mutter und Deine Schwester, einen Gewissensrath unter den hochwürdigen Vätern wähltest. Sie meint, das würde in den Kreisen mißfallen, in welchen wir jetzt durch ihre Vermittelung aufgenommen sind."

„Liebe Mutter, ich will Dir meine Freude darüber nicht bergen, daß wir in vornehmen Kreisen uns bewegen können; ich erkenne mit Dir an, daß wir dies auch der Frau Mar-

quise verdanken, aber, offen gestanden, das heißt doch mit zu unbedeutenden Kleinigkeiten sich beschäftigen ....“

„Kleinigkeiten, Kind! Du weißt nicht was Du sprichst. In Familiengesellschaften, oft sogar in Soireen, sprechen die vornehmen Damen am häufigsten, nach der Toilette, von ihren Beichtvätern. — Ich habe den und den Pater, sagt die Eine; er ist sehr gut. — O, der meinige ist ein wahrer Heiliger, sagt eine andere; er läßt mich thun was ich will. — Der meinige, fällt eine Dritte ein, ist etwas streng. Ich mußte dem und jenem entsagen. — Mein Beichtvater ist auf der Kanzel bewundernswürdig; er hat so begeisternde Stellungen. — Mein Beichtvater hat eine so liebliche Stimme, wenn er von Gott spricht, daß er schon dadurch die Liebe zur Tugend erwecken kann. — So lauten die täglichen Gespräche. Vor wenigen Tagen sagte man bei der Frau Herzogin von .... Der und der sieht man es recht an, daß sie aus der Provinz kommt. Seit drei Monaten ist sie in Paris, wo sie großen Luxus zur Schau trägt, aber sie hat noch nicht einmal einen Beichtvater. — Du siehst daraus, Kind, daß solche Dinge in unsern Kreisen sehr bemerkt werden.“

„Dann thun mir diese Kreise leid, denen es mehr darauf anzukommen scheint, eine Mode mitzumachen, als wirklich eine wahrhafte Gewissensleitung zu suchen. Mir ist die Religion eine sehr ernste Angelegenheit und ich gehe nur dahin, wo ich Frieden und Trost für mein Herz finde.“

„Liebes Kind, wo solltest Du reichern Trost finden als bei einem Pater?“

„Es kann recht gute geben, aber ich kenne sie nicht.“

„Kind, Du erschreckst mich. Ich habe Dir ja eben meinen frommen Beichtvater, den Pater Hieronymus, genannt und ich empfehle Dir ihn nur, weil er ein Mann Gottes ist, der die christlichen Seelen zur Vollkommenheit leiten kann.“

„Ich möchte Dich nicht kränken, liebe Mutter; sprechen wir also nicht weiter von dem Pater.“

„Wie meinst Du das?“

„Liebe Mutter, ich will eben nichts sagen, weil es mir ein heiliges Gesetz ist, einer Mutter gegenüber alles zu vermeiden, was als ein Mangel an Achtung erscheinen könnte.“

„Beweiset dieses Schweigen und Verschweigen nicht noch größern Mangel? Theile mir Deine Gedanken mit, mein Kind.“

„Du befiehlst es?“

„Ja, ich befehle es Dir.“

„Nun, der Pater Hieronymus wird mein Gewissensrath nie und nimmermehr, weil, so fromm er sein mag, wie ich um Deinetwillen annehmen will, ich ihn für einen gefährlichen Menschen halte.“

„Was Du da sagst, ist ja entsetzlich, Kind, eine Verläumdung.“

„Ich spreche meine innigste Ueberzeugung aus.“

„Und worauf begründest Du sie? Bist Du im Geheimen zu ihm in den Beichtstuhl gegangen?“

„Gott behüte mich!“

„So hat Dir die unselige Jeannette Mährchen erzählt.“

„Ja, Jeannette hat mir viel gesagt.“

„Wie! die Unselige wäre so unvorsichtig gewesen, meiner Tochter jene geheimen Unterredungen zu berichten?“

„Durfte Jeannette einem achtzehnjährigen Mädchen, das nach wenigen Monaten Frau sein wird, das nicht sagen, was ihr ein Geistlicher im Beichtstuhle zu sagen wagte? Ich wundere mich über Dich, Mutter.“

„Sie that Unrecht; sie wird dazu gesetzt und ausgeschmückt haben.“

„Jeannette ist zu unwissend, um solche Dinge erfinden

zu können, von denen jener Mönch mit ihr sprach. Es war ganz und gar nicht erbaulich und mehr als genug, um mir alle Lust zu benehmen, mich jemals an einen solchen Beichtvater zu wenden."

„Das ist Voreingenommenheit. Mein Kind, eben aus Theilnahme an seinen Beichttöchtern geht der gute Pater in so ausführliche Details ein. Glaubst Du, daß das eine Freude für ihn ist . . .?"

„Jeannette meint es."

„Die Elende!"

„Du kannst doch die Leute nicht hindern eine Meinung zu haben."

„Wie sehr hatte der Pater Recht, als er mir sagte, das Mädchen sei gefährlich in meinem Hause."

„Er ist also Schuld, daß sie nach Hause geschickt wurde und er hat uns die so außerordentlich fromme Aubierge verschafft?"

„So ist es, mein Kind."

„Nicht übel! Der hochwürdige Mann scheint gar geschickt zu sein. Die Aubierge ist noch nicht vierzehn Tage im Hause und Florentin behauptet bereits, sie sehe ihn mit verliebten Augen an."

„Der schlechte Mensch! Das ist ja niederträchtig! Ein unschuldiger Engel, den mir die hochwürdige Mutter des Klosters empfohlen hat! Der Pater hat Recht, der Mensch darf nicht bei uns bleiben. Ein so tugendhaftes Mädchen zu verläumden!"

„Es thut mir leid, daß ich das gesagt habe."

„Nein, mein Kind, laß Dir es nicht leid sein. Es ist gut, wenn man alles weiß. Ich werde dafür sorgen, daß es anders werde."

„Ich bitte Dich, laß es dem jungen Menschen nicht zum Nachtheil gereichen.“

„Das werden wir sehen. Glaube mir, Kind, Jeannette hat Dir auch übertriebene Dinge von dem Pater erzählt. Ich habe mit ihm darüber gesprochen und die Erklärungen, die er mir gab, befriedigten mich vollständig.“

„Du hast Dich leicht befriedigen lassen, weil Du so gut bist, wirkliche Achtung habe ich vor dem Urtheile ernster und bedächtiger Männer. In ihren Augen ist der Pater Hieronymus für eine Familie gefährlich.“

„Mein Gott, welches Unglück, daß solche Ansichten in meinem Hause sich zeigen! Ich will wissen, wer solche Reden hier führen darf.“

„Nun, mein Vater doch gewiß.“

„Wie? Er?“

„Ja, Mutter, er, Villaret und der Abbé Courbon erklären einstimmig einen solchen Gewissensrath für gefährlich.“

„Und sie haben Dir solche Urtheile mitgetheilt? Das ist entsetzlich. Man trotzt mir in meinem eigenen Hause. Ich werde mich bei Deinem Vater beklagen und gegen die Andern meine Unzufriedenheit aussprechen.“

„Thue das nicht, liebe Mutter. Die Herren haben mir nichts mitgetheilt, obgleich der Vater das hätte erlauben können. Ich habe zufällig und gegen meinen Willen ein Gespräch zwischen dem Vater und Armand gehört. Ihr Unwille ist so groß und ihre Besorgniß so lebhaft, daß Armand der schreckliche Ausruf entschlüpfte: der verdammte Mönch! Und Du weißt doch selbst, wie sanft, wie nachsichtig gegen Jedermann und wie achtungsvoll er gegen die Geistlichen ist!“

„Ja gegen *seine* Geistlichen, den Abbé Courbon, das weiß ich, aber die Mönche liebt er sehr wenig und ich zweifele

nicht, daß die Abneigung Deines Vaters gegen die Kloster=geistlichen von ihm herrührt."

„Ach, Mutter, es ist Dir bekannt genug, daß sich der Vater nicht beeinflussen läßt."

„Es muß doch geschehen sein . .", begann Madame Deville, die aber nicht vollendete und erst nach einer Pause hinzusetzte: „Du willst also zu Weihnachten mit uns das Abendmahl nehmen; welchem Geistlichen gedenkst Du dann zu beichten?"

„Jeder ist mir recht."

„So gleichgiltig darf man dergleichen wichtige Dinge nicht behandeln, Kind."

„Ich wollte nur sagen, daß ich keinem Geistlichen einen Vorzug gebe; um Dich zu befriedigen, werde ich mich an Einen wenden, von dem Du sonst sehr lobend sprachst, an den Abbé Courbon."

„Die Pfarrgeistlichen haben nicht den ächten Geist wie die Klostergeistlichen."

„Aber sie leben in der Gesellschaft und beurtheilen die Verpflichtungen besser. Auf der andern Seite bemühen sie sich weniger alles zu erfahren, was in der Familie vorgeht, sie treiben weniger zum Mysticismus, jener für die Frömmig=keit so gefährlichen Klippe, wie sich der Abbé Courbon aus=drückt, und das ist auch etwas werth. Ich will meine Ge=wohnheiten beibehalten, während ich die Vorschriften der Kirche befolge; ich lebe in der Gesellschaft und habe kein Verlangen eine Klosterheilige zu werden. Deshalb werde ich mich an den Abbé Courbon wenden."

„Ich habe dem Pater Hieronymus Hoffnung gemacht, daß wir alle drei uns seiner frommen Leitung unterwerfen würden."

„Davor, Mutter, möge mich Gott behüten! Ich verehre

Dich zu sehr, um Dir zu sagen, was ich von dem Einflusse jenes Mönches auf Dich denken könnte, aber über die Schwester kann ich mich offen aussprechen. Siehst Du nicht, daß ihre religiöse Exaltation sich noch immer steigert? Seit einiger Zeit entschlüpfen ihr in unserer Gegenwart Worte, die von einer gefährlichen Aufregung zeugen. Ich darf Dir sagen, daß wir alle sehr besorgt um sie sind und wenn der Vater gegen Dich darüber schweigt, so thut er es nach seinem Grundsatze, uns in Bezug auf Glauben und Gewissen völlige Freiheit zu lassen. Da Du nun mir erlaubt hast, Dir alles zu sagen was ich denke, so muß ich Dir auch mittheilen, daß meiner Meinung nach Marie sich am allerwenigsten an einen ascetischen Beichtvater hätte wenden sollen. Es ist das kein Vorwurf gegen Dich, liebe Mutter, Du hast nur nach Deinem Wunsche gehandelt, das Beste zu thun und Deine Töchter sehr fromm werden zu lassen. Ich für meinen Theil verzichte auf die sogenannte „hohe" Frömmigkeit und werde mich glücklich in der gewöhnlich verständigen fühlen. Etwas Anderes ist es mit der Schwester. Glaube mir, der hochwürdige Pater wird sie, in der besten Absicht, ich zweifele nicht daran, zu der Höhe führen, auf welcher die Frauen vom Schwindel erfaßt werden. Ich drücke darin, liebe Mutter, nicht nur meine eigenen Besorgnisse aus — es fehlt mir da an der Erfahrung —, sondern die meines lieben Vaters, der alles so ruhig beurtheilt und dessen Liebe zu Dir und zu Marien in diesem Augenblicke sorgenvoll ist."

„Liebes Kind, ich sehe nicht ein, warum man darüber so besorgt sein sollte, daß ich und Deine Schwester einen frommen Klostergeistlichen als Beichtvater haben. Sollte man nicht meinen, wenn man Euch hört, der gute Pater wolle in der nächsten Zeit unser Haus hier in Besitz nehmen und

wir würden nächstens verrückt werden? Solche Uebertreibungen sind denn doch zu stark. Freilich man hat die Mönche immer verläumdet und Ihr tragt, ohne es zu wollen, dazu bei, solche Gerüchte zu verbreiten und glaubhaft erscheinen zu lassen. Ich meines Theils erkläre, daß ich von meinem Beichtvater immer nur sehr weisen Rath empfangen habe."

„Ueber diese Sache wirst Du Dich nie eines Bessern belehren lassen, Mutter; ich schweige also, aber erlaube mir, daß ich bei meiner Verheirathung mich lieber an einen Weltgeistlichen wende als an einen Mönch, von dem ich indiscrete Fragen zu hören fürchten müßte, wenn ich nach der einzigen Beichte urtheilen soll, die ich in Tours einem Pater von der Art des Deinigen ablegte."

7.

Eine erste Liebe.

Ein Brief Villarets und sein Gespräch mit dem Abbé Courbon haben uns auf die geheimnißvollen Regungen in dem Herzen Mariens aufmerksam gemacht. Armand war auch in seinen Vermuthungen nicht irre gegangen; das junge Mädchen liebte ihn wirklich. Die Liebe zu ihm hatte sich im Schatten von Vareilles und in dem täglichen traulichen Beisammensein entwickelt, wie es sich nothwendig auf dem Lande gestaltet. Anfangs hatte Marie, unter der Herrschaft ihrer frommen Ideen, nur die Seele des künftigen Gatten ihrer Schwester zu lieben geglaubt, weil das Heil dieser Seele durch den geringen Eifer für das weltliche Königthum des Papstes und die Feindseligkeit gegen die ultramontanen Ideen gefährdet sei.

In dem Augenblicke als Marie in Paris ankam, hatte diese Liebe in ihrem weniger zärtlichen als leidenschaftlichen Herzen ihre vollständige Entwickelung gefunden. Nachdem sie sich oft wiederholt hatte: „die glückliche Laurence! Billaret liebt sie,“ mußte sie sich endlich gestehen, daß sie eine Nebenbuhlerin dieser Schwester geworden.

Man begreift wohl, daß sie das Weihnachtsfest nicht abgewartet hatte, um zu beichten; zwei Tage nach ihrer Ankunft in Paris war sie bereits zu dem Pater Hieronymus gegangen. Mit diesem war sie übereingekommen, daß sie alle acht Tage beichte.

Der Mönch, an den sie sich gewendet, war ein schlauer Fuchs. Da er bei jeder Seele, deren Leitung ihm überlassen worden war, immer auf Fehler lauerte, welche von sinnlichen Regungen herkommen, so errieth er leicht, daß in dem Herzen seiner jugendlichen Beichttochter eine verzehrende Leidenschaft Wurzel gefaßt habe.

„Mein Kind, Sie lieben!“

Die stolze Marie wollte dem Mönche sich entziehen, gleich dem Löwen, der gefangen ist und in seiner Wuth hin- und herspringt. Sie konnte nicht lügen, in der Beichte würde sie es am wenigsten gewagt haben, aber sie suchte mit dem schrecklichen Manne und mit ihrem Gewissen zu unterhandeln. Die Worte des Mönches überwältigten sie:

„Kind, mich täuscht man nicht; Sie lieben.“

Schlachttage, große Tage sind für die Gewissensräthe die, an welchen sie die Erklärungen und Geständnisse erlangen, welche ein leidenschaftliches Gefühl verträgt.

Da giebt es zunächst die stille Freude, die halbe Wollust an einem vertraulichen Geständnisse, das ihnen in so tiefem Geheimnisse gemacht wird, welches nichts in der Welt, nicht einmal der Tod zu enthüllen vermöchte. Dazu die Gierig-

keit des Blickes des Moralanatomen, der in die Falten eines jungen Herzens dringt, welches unter den Worten des Beichthörenden zuckt, vor seinen Fragen sich verräth, in kaum verhaltenen Seufzern ausbricht und, tödtlich verwundet, von seiner nachsichtigen Hand nicht die Heilung der tiefen Wunde, deren Schmerz ja so süß ist, sondern nur eine Milderung erbittet.

Unser Mönch hütete sich wohl, diese Beichtvater-Wollust mit allen ihren Raffinements sich zu versagen, jene Freude, Geständnisse aller Art durch geschickte Fragen hervorzurufen, die sich unter der Maske sorgsamer Theilnahme an einem verirrten Lamme darstellen. Die Verirrungen der Theologie über die Beichte seit dem Mittelalter sind der Art gewesen, daß das Geständniß: ich liebe, eine Quelle unerschöpflicher mystischer Untersuchungen geworden.

Und Niemand ist weniger gewandt als die Liebenden vor einem Richter, der im Namen Gottes spricht.

Der gewandte Mann ahnte sehr bald, wer der Gegenstand der Liebe dieses leidenschaftlichen Mädchens sein könne.

„Gott ist mein Zeuge, Herr Pater, daß ich ihm anzugehören wünschte, um seine Seele zu retten. O, Herr Pater, er hat eine so schöne Seele! Aber er verirrte sich in die Lehren, welche unsere strenge Orthodoxie zurückweiset. Wie oft schon habe ich ihn um seiner unvorsichtigen Theorien willen getadelt!“

Das deutete auf häufiges und vertrautes Beisammensein und Marie hätte ebenso gut Villaret gleich nennen können.

Der Mönch schien nun die Sache sehr ernst zu nehmen; da er aber zu klug war, um nicht zu begreifen, daß Marie nicht so fügsam sein werde wie ihre Mutter und daß ihre Verliebtheit sie ganz hartnäckig machen könne, suchte er Zeit zu gewinnen.

„Mein Kind," sagte er, „das würde für Ihre Schwester eine sehr bedenkliche Heirath sein. Ihre Mutter hat mir schon gestanden, wie wenig Fräulein Laurence auf ein frommes und andächtiges Leben hält; wie würde sie erst bei einem Manne werden, der gleichgiltig gegen so viele Hauptsachen ist und so gefährliche Ansichten hegt! Ich sage Ihnen in aller Offenheit, mein Kind, wenn Villaret um Sie sich beworben hätte, würde ich mich viel weniger gegen eine solche Heirath erklärt haben als ich gegen die jetzt beabsichtigte sein muß. Wenn Sie, mein Kind, den jungen Mann heiratheten, würden Sie ihn bekehren. Der Glaube thut Wunder."

Marie hätte in diesem Augenblicke aus begeisterter Dankbarkeit dem Mönche gern die Hand geküßt.

„Ja," fuhr der Mönch fort, „Ihre Schwester wird mit Villaret sich und wird ihn verderben. Für diesen Mann gehört ein Engel an Frömmigkeit, der ihn leitet und auf den rechten Weg zurück führt. Die Vorsehung, mein Kind, hat ihre Absichten und Zwecke; wenn sie uns genauer bekannt wären, würden wir sie wirksamer unterstützen können. Da das nicht möglich ist, müssen wir uns in engeren Grenzen halten, so daß kein böser Gedanke in uns gelange. Wenn wir die Heirath Ihrer Schwester mit Villaret verhindern können, bleibt die Möglichkeit, daß Sie ihn heirathen."

Er theilte ihr darauf in tiefem Geheimnisse seine Pläne in Bezug auf Chantonnay mit, der leidenschaftliche Liebe für Laurence empfinde.

„Theilen Sie dies Ihrer Mutter nicht mit," setzte er hinzu; „es ist dies nicht nöthig, aber thun Sie alles, um Hector von Chantonnay bei Ihrer Schwester zu begünstigen."

Der Mönch freute sich, in der Liebe des jungen Mäd-

chens eine mächtige Beihülfe für seine Pläne gefunden zu haben.

Marie aber verließ freudestrahlend den Beichtstuhl. Statt des Kampfes, den sie gefürchtet, hatte sie Ermunterung gefunden. Gerade dadurch nahm die Leidenschaft merklich ab, welche sie in Vareilles durch seltsame Kasteiungen bekämpft hatte. Der Mönch sah dies voraus und bewies dadurch seinen Scharfblick.

Ein Monat war seit der Scene vergangen, die wir geschildert haben. Man befand sich inmitten der Feste, welche die Pariser vornehme Welt in jedem Winter giebt. Die Devilles, die in jener Welt sehr gut aufgenommen worden waren, hatten ihr Haus den Sammelplatz einer eleganten Gesellschaft werden sehen. Madame Deville machte die Honneurs mit vollendeter Grazie und die enthusiastische Marie fand endlich, trotz den Ermahnungen des Beichtvaters eine zweite heilige Therese zu werden, ein solches an Festen reiches Leben zu angenehm, um nach einem andern sich nicht zu sehnen.

Es kamen besonders viele junge Herren in Deville's Haus. Bisweilen tanzte Marie bei Soireen mit einer wahren Leidenschaft, bisweilen wieder war sie in sich versunken, schweigsam, versagte jeden Tanz unter dem Vorwande der Ermüdung und überließ sich dem eigenthümlichen Vergnügen, die Gesellschaft zu beobachten, zu welcher sie gehörte; sie stellte sich entsetzliche Thesen aus den ascetischen Büchern über die Vergnügungen, über die Anwesenheit Satans mitten im Tanze und über das Verderbliche der weltlichen Freuden für das Heil der Seelen.

Bisweilen, wenn sie recht lebhaft an etwas, das sie gelesen oder in der Beichte gehört hatte, dachte, glaubte sie wirklich, Satan sei fortwährend anwesend, reize das Herz

und sende durch die Sinne feurige Pfeile .. Die mythologischen Bilder, unter welchen man die Liebe dargestellt hat, erschienen ihr als wirkliche Darstellungen der Jagd, welche Satan in weltlichen Gesellschaften auf die Seelen macht.

Bei andern Gelegenheiten war sie ruhiger, betrachtete nach einander die, welche erschienen, um auch einige Stunden einem im Ganzen doch sehr gewöhnlichen Vergnügen zu widmen und fragte sich, was doch eigentlich das Verdammungsurtheil gegen die Welt bedeute und wen dasselbe treffen könne.

Eines Tages, als sie abgelehnt hatte zu tanzen, überließ sie sich ihren gewöhnlichen Gedanken solcher Art, welchen der anwesenden jungen und liebenswürdigen Herren, die sich mit den schönen Damen beschäftigten, unter welchen ihre Schwester Laurence Königin zu sein schien, nach Armand Villaret sie wohl zu lieben im Stande sei. Sie wollte diesen Gedanken, als der Züchtigkeit eines jungen Mädchens nicht würdig, von sich weisen, aber er drängte sich ihr immer von neuem auf, er bemächtigte sich ihrer Phantasie ganz, und diese ist im siebzehnten Jahre sehr lebhaft.

Sie beobachtete und verglich. Louis von Savinières bot sich ihren Gedanken zuerst dar. Sie gestand sich ohne Schwierigkeit, daß er noch schöner sei als Villaret, daß er mehr Leben, mehr Heiterkeit besitze; daß Villaret, der sich nur mit Laurence beschäftige, gegen sie, Marie, kalt und zurückhaltend sei, während Savinières jede Gelegenheit ergreife, ihr angenehm zu sein und ihr mit aller Zartheit und allem Tact eines gutgeschulten Mannes die freundlichsten Worte, ja fast zärtliche Worte sage, die in ein junges Mädchenherz so tief eindringen. Auch gestand sie sich, daß sie sich geschmeichelt fühle durch die Auszeichnung, welche der junge Graf ihr zuwendete. Die Andeutungen der Frau Marquise

von Savinières und selbst die der Aubierge über die Vortheile eines schönen Namens und des Titels einer Gräfin oder Marquise in Verbindung mit einem großen Vermögen, hatten einen tieferen Eindruck auf sie gemacht als auf Laurence. Sie musterte dann alle anderen jungen Herren, die der aristocratischen Gesellschaft angehörten und sie kam mit sich überein, daß keiner mit Savinières oder mit Villaret zu vergleichen sei.

Die Vorsehung schien an diesem Tage sich ganz besonders für den Neffen der Marquise von Savinières zu interessiren.

Chantonnay seiner Seits wurde, in Folge der Empfehlung der Marquise von Herrn und Madame Deville sehr gut aufgenommen; er besaß Geist und sang mit vortrefflichem Geschmack Lieder, namentlich wenn ihn Laurence begleitete. Aber eine echte Liebe machte ihn schüchterner und bescheidener als er es von Natur war; er verheimlichte sich auch nicht, daß es ihm sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich sein werde, Villaret zu verdrängen, namentlich wenn Laurence ihn wirklich liebe.

8.

Zweiter Sieg.

Der Pater Hieronymus, dem Madame Deville gewissenhaft alles berichtete, was täglich in ihrer Familie vorging, wartete noch immer auf den günstigen Augenblick, um von ihr zu verlangen, daß sie ihrem Manne entschieden erkläre, sie werde um keinen Preis Villaret als ihren Schwiegersohn annehmen.

Er rieth ihr, zuerst die Waffen, deren Gebrauch er sie gelehrt, in Bezug auf einem minder wichtigen Gegenstand, nämlich die Entlassung Florentins, zu versuchen. Man werde dann sehen, ob sie, wenn ihr dies gelinge, einen Angriff auf den Hauptpunkt versuchen könne, auf die Verdrängung dessen, den der Mönch haßte, namentlich seit die Aubierge, die immer horchte, ihm berichtet hatte, sie habe gehört, daß Villaret ihn, den Pater, „den verfluchten Mönch" genannt habe

Der Feldzug begann also nach allen Regeln. Die fromme Beichttochter befolgte gewissenhaft alle Anweisungen des Dominicaners. Wenn er selbst der Entwickelung des kleinen Familiendramas, das er so geschickt entworfen und eingeleitet hatte, hätte beiwohnen können, würde er gesehen haben, daß das von ihm vorgeschriebene Programm gar nicht übel zur Ausführung gebracht werde.

Nach dem Ende einer der glänzenden Abendgesellschaften, als Deville, höchst befriediget durch die angenehme und geehrte Stellung, die er errungen, sich selbst und seiner Frau Glück wünschte, äußerte er gegen die letztere:

„Der Abend war reizend. Unsere Töchter sehen vortrefflich aus. Laurence gewinnt alle Herzen."

Dann setzte er hinzu:

„Und Du, liebe Frau, machst die Honneurs in dem Hause in einer Art, auf die Deine Cousine, die Marquise, neidisch werden könnte."

Der Augenblick war gekommen, die Koketterie und Verführung anzuwenden, welche der Pater Hieronymus seinen Beichttöchtern lehrte, damit sie ihre Männer beherrschten.

Madame Deville zeigte sich nicht nur als gelehrige, sondern auch als gewandte Schülerin.

Am andern Morgen, etwa um elf Uhr, ging Villaret

auf dem Trottoir in der Straße Du Bac hin, um sich in die Straße St. Dominique zu begeben, als er plötzlich vor Florentin stand, den ein Packträger begleitete, welcher schwer beladen war.

„Wohin, Florentin?“

„Herr Deville hat mich entlassen und ich bin auf der Stelle gegangen.“

„Das bedauere ich sehr.“

„Ich bedauere es auch; Herr Deville war ein Herr, wie ich keinen bessern finden kann.“

„Was ist geschehen?“

„Durchaus nichts. Der Herr rief mich heute morgen und sagte mir: Florentin, ich bin mit Ihnen ganz zufrieden, aber aus vielen Gründen, die Ihren Dienst ganz und gar nicht betreffen, entlasse ich Sie. Gehen Sie gleich; ich habe meine Gründe dafür. Er gab mir drei Goldstücke und ich erfuhr sonst nichts.“

Darauf eilte Florentin weiter.

Im Hause Deville's wurde er von Madame und Laurence empfangen und an seiner künftigen Schwiegermutter bemerkte er sogleich jene seltsame triumphirende Miene, die ruhigen Naturen nicht eben gut steht. Wenn er mit Laurence allein gewesen wäre, würde er sie gefragt haben: was ist mit Deiner Mutter?

Dann ging er in das Zimmer Deville's und in den Zügen dieses braven Mannes erkannte er eine Wolke tiefer Trauer.

„Sie haben Florentin nicht mehr?“

„Woher wissen Sie . . ?“

„Ich begegnete ihm auf der Straße.“

„Er war ein vollendeter Diener, der gewiß nie ganz ersetzt werden kann.“

„Warum haben Sie ihn entlassen?“

„Mein Gott, lieber Freund, Sie kennen die Weiber noch nicht, aber es wird Ihnen auch nicht erspart werden; es giebt Augenblicke, in denen sie die Männer von aller Besinnung bringen.“

„Das ist ja ganz vortrefflich. Sie leben also noch in den Flitterwochen? Das ist ein gutes Zeichen für mich. Aber ernstlich! Hat Madame Deville so ernst und gebieterisch die Enlassung Florentins verlangt?“

„Nein, verlangt hat sie dieselbe nicht.“

„Nun also . . ?“

„Sie hat ihr Verlangen so geschickt angebracht, daß ich es nicht abschlagen konnte. Das ist die ganze Geschichte.“

„Aber das setzt mich in Erstaunen, da nichts auf Sie Einfluß hat.“

„Nun ja, eines ausgenommen. Armand, schweigen wir davon. Ich bin schwach gewesen und ich schäme mich. Ganz gescheidt wird der Mann nie, auch wenn er alt ist.“

9.

Auch eine Beichte.

Es war Sonnabend Abends. Die kleine Kirche von St. Thomas von Aquino erhellte nur der Widerschein des Tageslichtes, welches durch die Fenster fiel. Eine Lampe mit flackernder Flamme, in der Kapelle der heiligen Jungfrau, an der linken Seite der Kirche, begann heller zu leuchten gleich den ersten Sternen am Himmel, deren Strahlen stärker werden je tiefer das Dunkel wird. Alles war ruhig und zur Andacht stimmend in der Kirche.

Dieses Gebäude, das im vorigen Jahrhunderte errichtet

wurde und einem Dominicanerkloster als Kapelle dienen sollte, paßt vortrefflich für die aristocratische Gesellschaft, die sich an dem Sonntage dahin drängt. Es besitzt Gemälde, Vergoldungen und corinthische Kapitäler. Dazu denke man sich so viel Licht, daß man eben in seinem Gebetbuche lesen kann und die Finsterniß ausgeschlossen ist. Die Kirche gleicht einer wohlhabenden, einfach eleganten Marquise.

Alles in dieser Kirche zeichnet sich durch die größte Reinlichkeit aus. Die Beichtstühle, die an den Ecken angebracht sind, sehen selten eine gedrängte Menge von beichtenden Frauen; Männer erscheinen fast gar nicht, denn diese wenden sich mehr an die Jesuiten. In St. Thomas von Aquino sieht man nur Frauen, die gegen die Jesuiten eingenommen sind — es giebt solche selbst in aristocratischen Kreisen — Damen aus der Provinz, die vorübergehend in Paris sich aufhalten und Kaufmannsfrauen.

In einem der fast öden Beichtstühle befanden sich indeß ein Geistlicher und eine Beichtende, der Geistliche war ein Vicar, der Abbé Courbon, die Beichtende Laurence Deville.

Sie hatte aufrichtig und demüthig ihre Sünden bekannt, welcher, bei der menschlichen Schwäche, selbst die schönsten Seelen sich schuldig machen. Ihr Leben war rein, ihr Herz edel und es wäre leichter gewesen, Tugenden, als Vergehen oder wenigstens Mängel zu finden.

Der Beichthörende sprach zuerst einige Worte der Liturgie, um die Gnade und Barmherzigkeit für die reuige Seele anzurufen, welche Gott um Vergebung angesprochen, ertheilte Rath wegen der bekannten Sünden und erhob dann seine Gedanken höher:

„Danken Sie Gott, mein Kind, für seine Gaben und Eingebungen. Sie gehören zu den redlichen Seelen, die ihn in Herzenseinfalt suchen. Bleiben Sie bei dieser Einfalt.

Je weniger um Sie her, in der Welt, diejenigen sind, welche ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, je weniger die milde Jesuslehre sich da erfüllt, um so mehr müssen Sie an seinem Worte halten, welches das Licht und das Leben ist. Nichts tröstet so als das milde Gesetz, welches die Seele immerfort auffordert, Liebe zu üben. Sie gehören intelligenten Kreisen, reichen Kreisen an. Geben Sie reichlich nicht blos Geld in verständiger Weise den Bedürftigen, sondern auch milde Worte der Wahrheit den Armen, Unwissenden und Schwachen, denn diese Worte sind vor Gott kostbarer denn Gold, weil sie für die Verlassenen, für die, welche elend sind an Geist und Körper, das Brod des Lebens sind. Sie haben mich um Rath gebeten wegen Ihrer baldigen Verbindung mit einem Manne nach Ihrem Herzen. Gern werde ich Ihnen denselben und in aller Einfachheit geben. Die Ehe ist etwas sehr Ernstes und Heiliges, das Leben in innigem Glücke oder in großem Leide. Das letztere Loos trifft mit Recht die Ehen, die aus Berechnung geschlossen werden; das Glück gebührt denen, die einander liebten, ehe sie sich vereinigten. Sie sind zu verständig als könnten Sie glauben, das neue Leben, in das Sie eintreten werden, sei immer mit Blumen bestreut. Der Traum von einem solchen Leben findet sich nur in Romanen; in der Wirklichkeit kommt es nicht vor. Die Ehe hat ihre Freuden, süße Freuden, die oft durch das Mutterglück entzückend werden. Aber zu diesen Freuden treten auch Pflichten und die Pflicht wird schwer, weil sie immer da ist und den Willen beschränkt. Selbst die besten Ehen bedürfen einer fortwährenden Wachsamkeit, damit nicht das große und edele Gefühl die gegenseitige Zuneigung sich mindere und erschlaffe. Die Frau namentlich, die eindrucksfähiger, lebhafter ist, muß Sorge tragen, die milde Flamme zu nähren und

zu erhalten wie die Vestalin das heilige Feuer. Wenige Frauen sind unglücklich gewesen außer den Convenienz- und Berechnungsehen. Sie hörten bald auf zu lieben oder geliebt zu werden. Sie werden sicherlich diese Klippe vermeiden, weil Sie einen Mann mit erhabenen Gesinnungen heirathen und gleich ihm ein intelligentes Leben führen werden; Sie werden seine Bestrebungen und seine geistigen Arbeiten theilen. Eine Feder werden Sie selten führen, aber Sie werden die Egerie Ihres Mannes sein. Sein erster Ruhm wird ihm werden durch Sie, denn selbst der geniale Mann ist seiner nicht immer sicher. Ein Wort, an dessen liebevoller Aufrichtigkeit er nicht zweifeln kann, muß ihm sagen: das ist göttlich, wie er sich mit kindlicher Fügsamkeit vor dem Worte beugen würde, das ihm sagt: das ist abscheulich. Nicht alle Menschen sind Schriftsteller, Publicisten wie Ihr Armand; alle aber sind heut zu Tage Denker; alle nehmen an der socialen Bewegung, an den Freuden und Hoffnungen der großen Familie Theil, welche wir die Menschheit nennen. Die Frau, welche dieses edle Streben des modernen Mannes begreift, ist seines Herzens für immer sicher; sie hat gleich ihm warme Sympathien für alles, was eine Verbesserung ist, warmes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit und tiefe Trauer so oft irgendwo das Dunkel die Freiheit verhüllt, jene lebenbringende Sonne der Civilisation. Nehmen Sie, mein Kind, in dieser Weise Theil an der Brüderlichkeit, an dem eifrigen Streben des Mannes nach menschlicher Verbesserung, so werden Sie die starke Tugend sich verwirklichen sehen, welche Jesus in die Welt gebracht hat, die sociale Liebe, jene göttliche Tugend, die keine Civilisation, wie glänzend sie auch sein mochte, außer dem Evangelium verwirklichen konnte. Das christliche Weib hat also heut zu Tage, im Schooße einer neuen

Civilisation, ein neues Geschick. Sie hat nicht nur, wie Cornelia, die Mutter der Gracchen, dem Vaterlande männliche Seelen zu geben, sondern im Schooße der Familie die heilige Liebe zur Menschheit im Herzen des Gatten, ihrer Söhne und ihrer Töchter zu erhalten. Die Frau ist ein Apostel in der neuen Welt, in dem socialen Christenthume, das mit Märtyrerschweiße eingeführt werden muß, zwischen den Schmerzen des Zweifels derer, welche die Thorheiten der mystischen Theorien dem Glauben entzogen haben und den Extravaganzen der Wiederhersteller des Mittelalters, die von den Saturnalien einer alles niederdrückenden Theokratie träumen. Sie werden Einer der Engel der neuen Kirche sein, friedlich und demüthig im Hause, aber voll von Herzenswärme für alles, was zum Heile der Menschheit dient. Die Zeit ist vorüber, liebes Kind, in welcher die Mildthätigkeit einzig darin bestand, das Brod in reichlichen Gaben an die Pforte der Schlösser und Klöster zu tragen und die Blöße Armer mit alten Kleidungsstücken zu bedecken. Lange noch wird man diese gute und alte Mildthätigkeit unserer Väter fortsetzen müssen, weil die moderne Gesellschaft, in ihren langsamen Umwandelungen, die letzte Formel der socialen Mildthätigkeit noch nicht gefunden hat. Der Privatmildthätigkeit wird also noch immer die Sorge obliegen, die Noth zu mildern und die Schwäche zu unterstützen. Aber dies ist nur die äußere und fast materielle Aufgabe. Die Menschheit lebt nicht von Brod allein, auch von dem Worte. Das Evangelium hatte dies gesagt und es war nicht verstanden worden. In Folge einer erschrecklichen Verirrung hatten selbst die offiziellen Bewahrer dieses Evangeliums geglaubt, das Wort sei vom Uebel, weil es frei ist und weil jede Freiheit Verirrung in sich schließt. Wir haben gesehen, daß der Mund eines heiligen Greises,

der immer nur sich hätte öffnen sollen, um zu segnen, in einer Form, welche an die schlechtesten Zeiten der Barbarei erinnert, die Freiheit des menschlichen Wortes verdammte, jene kostbare Gabe Gottes an die Menschen, deren sich in vollem Maße, unter ihrer prächtigen Sonne und in ihrer Einsamkeit die menschlichen Familien erfreuen, welche unter ihren Zelten oder in grünen Hütten wohnen. Die Barbaren haben dieses Verbrechen begangen! Sie werden, liebes Kind, mit all Ihrer Macht, in den Kreisen, in denen Sie zu leben berufen sind, jene Verirrungen zu bekämpfen haben, welche dem Geiste des Evangeliums von Grund aus entgegen sind. Es gehört zu den tiefsten Schmerzen aller Derer, welche die neue Kirche ersehnen, daß das Dunkel von der Seite herkommt, von welcher nur Licht ausgehen sollte und daß diejenigen, welche berufen sind zum Guten zu leiten, sich zu Aposteln der traurigsten socialen Irrthümer machen. Das Wort Christi wird darum nicht untergehen. Die dunkeln Zeiten der Kirche haben keine Dauer. Ihre Geschichte hat uns gelehrt, daß es eine Zeit gab, in welcher der Hauptirrthum, der sogenannte Arianismus, das Abendland und das Morgenland ergriff, daß Bischöfe, die einander auf demselben Stuhle folgten, die gefeiertsten der Christenheit, diesen Irrthum predigten, daß Päpste durch denselben sich verleiten ließen und daß die seufzende Kirche einen Augenblick nahe daran war, dem Arianismus ganz zu verfallen. Die Lehre von der Knechtung jedes menschlichen Gedankens ist nicht minder verbrecherisch, nicht minder gefährlich als die, welche dem Christenthume sein Lebenselement entzog. Die Menschheit würde ersterben unter dem Hauche der Theocratie. Sie kann nur leben im freien Glauben; der aufgenöthigte ist die entwürdigendste Sclaverei, denn sie schafft nicht Christen, sondern Stumme. Der Fetischismus betet

doch wenigstens in Freiheit seinen Baumstamm an. Also mein Kind, halten Sie es stets mit dem freien Glauben und werden Sie ein Apostel desselben. Darin allein liegt das Heil für die Kirche. Leben Sie wohl, mein Kind, Gott, der Vater aller Barmherzigkeit und der Geber aller guten Gaben segne Sie!“

Laurence verbeugte sich.

Einige Augenblicke später befand sie sich bei ihrer Mutter.

10.

Schach dem Mönche.

Man wird daran nicht zweifeln, daß es eine große Freude für Madame Deville war, dem Pater Hieronymus den Sieg verkünden zu können, den sie in Bezug auf Florentin erlangt hatte. Solche Erfolge schmeicheln ja den Frömmsten.

„Danken wir Gott, liebe Tochter. Er ertheilt die Gnade. Er erhöhet die natürlichen Reize. Darum war Judith so mächtig über das Herz des Holofernes, so daß selbst das ganze assyrische Heer sie bewunderte. Gott, heißt es in der heiligen Schrift, hatte ihre Schönheit noch erhöhet. Auch Sie haben, wie eine zweite Judith, aber ohne Blut zu vergießen, den Stolz dessen überwunden, der eigensinnig Ihnen widerstand in Ihren Plänen zum Wohle Ihrer Familie. So sind die Männer! Sie empören sich wider Gott und ein Weib zwingt sie auf ihre Knie niederzufallen.“

Die Rede des Mönchs würde noch lange gewährt haben, wenn ihr Madame Deville nicht ein Ende gemacht hätte.

In dem acht und dreißigsten Jahre ist man nicht alle Tage solche Heldin und man konnte es ihr schwerlich verdenken, daß sie sich ihres Sieges freute. Auch sparte der Mönch die Complimente gegen sie nicht.

Jedenfalls war es eine mächtige herausfordernde Ermuthigung für den Pater und seine Schülerin, auf diesem bequemen Wege zu verharren. Man hielt ja Deville fest und wußte, wo er verwundbar sei.

Hector von Chantonnay seinerseits war seit einigen Tagen sehr ungeduldig geworden. Er hatte großartige Pläne in Bezug auf die katholische Journalistik entworfen. Der Orden des heiligen Dominicus sollte endlich erhoben werden und in der frommen Welt jenes Uebergewicht erhalten, welches die Jesuiten sich zu geben verstehen. Aber die Verwirklichung dieser großen Dinge hing ganz und gar von seiner Heirath mit einer der Töchter Deville's zusammen.

Nachdem er sich über den jungen Savinières beruhiget hatte, der, wie er genau wußte, ein zweiter Rival nicht war, weil diesem Marie allein gefiel, blieb nur Armand Villaret zu beseitigen und er glaubte mit Recht, daß der Pater mehr Einfluß auf Madame Deville habe, als nöthig sei, um den Heirathsplan zu beseitigen.

Er hatte also dem Pater geradezu erklärt, die Zeit zum Handeln sei gekommen und der Winter vergehe. Er wußte durch die Frau Marquise, daß Deville bereits davon spreche, die Hochzeit seiner älteren Tochter in der Creuse feiern zu lassen, wo die jungen Leute einen angenehmern Aufenthalt mit einander haben würden als in dem Strudel der Vergnügungen in Paris; es dürfe also nicht gewartet werden, bis die Heirath officiell angezeigt werde. „Es thut Eile Noth, guter Pater, sonst versäumen wir Alles“, sagte er.

Der Pater sah ein, daß sein Schützling Recht habe, daß

der Augenblick gekommen sei, den Hauptschlag zu führen, daß ein großer Erfolg bereits erlangt sei und daß, wenn man zu den äußersten Mitteln greifen müsse, Madame Deville nichts scheuen dürfe, um ihren Mann von einer Heirath abzubringen, zu welcher ihr Gewissensrath nie und nimmermehr seine Einwilligung geben werde.

Da er indeß eben so vorsichtig als zäh war, suchte er seinen Chantonnay zu überreden, daß Marie doch ein tadelloses Mädchen, fest in den Grundsätzen des wahren Katholicismus, jedenfalls also künftig eine feste Frau sei, die in den religiösen Kreisen bedeutenden Einfluß ausüben werde, und daß, weil ja der Einfluß der Frauen allmächtig sei, dieses Mittels man sich durchaus nicht begeben dürfe, und daß das junge Mädchen in der That ein Genie sei, — Chantonnay hatte kein Ohr für ihn.

„Pater, wenn Sie wüßten was Liebe heißt!“

Und er betheuerte in so energischen Worten, daß Laurence seine ganze Seele erfülle, daß der Mönch endlich nachgab.

„Nun,“ sagte er, „Sie sollen die Laurence haben.“

Der Pater befand sich noch unter dem Eindrucke dieser Unterredung, als er Madame Deville empfing. Da er von seinem Schützlinge gedrängt wurde und auf der andern Seite der Widerstand ihn reizte, den ihm Deville entgegensetzte, so zögerte er nicht mehr, seiner Beichttochter sein Ultimatum vorzulegen.

„Die Gerechtigkeit werden Sie mir widerfahren lassen,“ sagte er ihr, „daß ich in dieser wichtigen Angelegenheit mit der äußersten Schonung zu Werke gegangen bin. Sie schienen nicht rasch verfahren zu wollen und ich ging in Ihr System ein. Jetzt aber weiß ich gewiß, daß Ihr Mann sich anschickt, die unselige Heirath sehr bald vollziehen zu

lassen. Sie müssen also nun handeln, entschieden handeln. Sie haben einen ersten Versuch mit der süßen Gewalt gemacht, die sie über das Herz Deville's besitzen; das ist ein großes Beispiel. Sind die Männer in solcher Weise einmal besiegt worden, so werden sie es immer, auch die eigensinnigsten. Blicken Sie auf Simson mit der Delila. Solche Schwächen sind unglaublich, aber da die Männer einmal so leicht in dieses Netz gehen, so stellen wir dasselbe auf. Sie müssen also noch einmal den liebenswürdigen Gatten so entzücken und bestricken, daß er Ihnen gern den Villaret opfert, wie er ja schon den Florentin opferte. An's Werk also, mein Kind, an's Werk! Sie müssen aber dies alles durch das Gebet heiligen, wie jene Heldin von Bethulien, welche Fasten und Gebet der Verwendung ihrer Reize vorangehen ließ. Sie handeln in einer großen heiligen Sache. Ich habe Ihnen schon erklärt, wie ruhmvoll für Ihr Haus eine Verbindung mit einer alten Familie sein wird, mit der Familie Chantonnay, die jetzt ihren ganzen Glanz durch das schöne Talent Ihres neuen Schwiegersohnes erhalten soll, das ganz der Vertheidigung der großen Sache des heiligen Vaters und der Kirche gewidmet sein wird. Die Interessen Gottes fordern also, daß Sie Alles aufbieten, um dieses glückliche Resultat herbei zu führen. Ihr Name wird dann in goldenen Buchstaben neben den Wohlthäterinnen des Papstthums verzeichnet werden, weil Sie ihm so edele Vertheidiger gewonnen haben. Denn auch Diejenigen sind Helden, welche den Ruhm von Castelfidardo erneuern, nicht durch das Schwert und bei der Vertheidigung Roms gegen die Einfälle der Barbaren, sondern durch die Feder, jene mächtige Waffe, deren die Feinde der Kirche sich zum Bösen bedienen. Ja, Sie werden durch Gott und Menschen gesegnet werden, denn Sie haben geholfen, die Kirche zu retten.

Madame Deville, welche diese Anrede erhitzte, fühlte sich allmälig erschüttert. Chantonnay war von Adel und an sein von konnte später sehr leicht ein Grafentitel gehangen werden. Villaret dagegen blieb immer und ewig ein Bürgerlicher. Uebrigens hatte ihre Cousine bestimmt erklärt, daß dieser Mann, Villaret, nie in aristocratische Kreise kommen werde, wenn er auch Laurence heirathe. Das war jedenfalls von Gewicht. Und wie unbestritten auch der Pater Hieronymus Einfluß auf sie übte, hatte doch auch die Meinung ihrer Cousine, der vornehmen Dame, immer noch eine entscheidendere Wirkung auf sie.

Auf der andern Seite war Villaret der von ihrem Manne Begünstigte. Deville hatte zuerst eine starke Vorliebe für Armand gefaßt und dann seine Freude darüber nicht verhehlt, daß derselbe um die Hand Laurence's angehalten. Ein geheimer Instinct, von dem sie sich eigentlich keine Rechenschaft geben konnte, stellte es ihr als ein besonderes Vergnügen dar, ihn zum Nachgeben in dieser Hauptsache zu bewegen. Daß ein Mann seinen Diener entläßt, um seiner Frau gefällig zu sein, ist keine eben große Sache, ein wahrer Triumph aber mußte es sein, wenn sie Deville dahin brachte, in Bezug auf die Heirath ihr nachzugeben, wobei es sich um eine lange bestehende gegenseitige Liebe handelte und an welcher der Vater selbst seine große Freude hatte. Als die Beichttochter sich anschickte, den Beichtstuhl zu verlassen, begann der Pater noch einmal:

„Im Namen Gottes, im Namen des heiligen Vaters, des Stellvertreters Gottes auf Erden, werden Sie nicht wieder schwach! Wenn die sanften Mittel nicht ausreichen, so erinnern Sie sich meines Rathes. Nach einer förmlichen Weigerung spielen Sie die Beleidigte, in Ihrem Namen als Gattin, im Namen Gottes und der Kirche, als Christin,

welche durch diese Heirath in ihrem Glauben verletzt wird. Vergessen Sie nicht, daß Villaret ein Feind der Kirche ist. Ich habe die Nachweisungen über seine Vergangenheit genau geprüft und kann versichern, daß sie sehr traurig lauten. Glauben Sie mir, daß dieser Wolf im Schafskleide, dieser Satan in der Gestalt eines Engels des Lichtes, in diesem Augenblicke ein Werk vorbereitet, das die schlechte Presse sicherlich überall und über alles Maß rühmen wird, ein lügenhaftes Werk, in welchem er, um die Schwachen irre zu leiten, zu beweisen versucht, die weltliche Macht des Papstes sei zu allen Zeiten verderblich gewesen, obwohl berühmte Bischöfe sich nicht gescheut haben, laut zu erklären, sie erhöben die Lehre von der Nothwendigkeit der weltlichen Macht für die Kirche „zur Würde eines Dogma." Nichts ist so gefährlich, liebe Tochter, als die falschen Katholiken, die das Papstthum von den weltlichen Gütern losgelöset sehen möchten und nicht wissen, daß die Kirche vor Allem über das Materielle herrschen muß, um den Hochmuth des Geistes besser niederhalten zu können. Wenn sie uns nur funfzig Jahre thätig sein ließen, würden sie schon sehen .. Wenn also Ihr Mann sich widersetzt, so erklären Sie ihm gerade zu, daß Ihr Gewissen Ihnen nicht länger erlaube, die Interessen Gottes und der heiligen Kirche länger zu opfern und daß Sie nicht nachgeben würden, selbst wenn Sie alles Schlimme, ja den Tod erdulden müßten. Ich glaube, Sie können ganz sicher diese Drohung aussprechen. Von dem Augenblicke an müssen Sie gegen ihn zugleich eiskalt sein und nur nach der Pflicht — überdies mit sichtbarem Widerwillen — das bewilligen, was Sie sonst der Liebe gestatteten. Machen Sie ihm begreiflich, daß Sie, ohne das religiöse Gesetz, das nicht mit sich handeln läßt, jede Berührung des Mannes meiden würden, welcher seine Tochter dem Belial

opfern will. Sprechen Sie von Ihren mißachteten Mutterrechten. Wenn Ihr Mann Sie traurig und resignirt, aber würdevoll und unerschütterlich sieht, wird er bald mürbe werden."

Diese satanischen Worte erschütterten vollends den schwachen Verstand der armen Frau. Sie ging völlig fanatisirt von dem Priester. Es handelte sich ja, wie sie gehört hatte, um Gottes, um des Papstes Sache; wie konnte sie länger zögern?

Diesmal aber hatte ihr von dem Pater angeregter frommer Eifer, wie der erheuchelte Zorn, zu dem er gerathen, nur einen mäßigen Erfolg.

Deville erwiderte auf die Liebkosungen, wie auf die heftigen Worte, daß sie nichts gegen ihn vermögen würden.

Vergebens bot Madame Deville, die ihren Gewissensrath täglich sah, seit es sich um die große Angelegenheit handelte, alle die Hülfsmittel auf, deren Anwendung er sie gelehrt hatte, der ehrenwerthe Mann blieb unerschütterlich.

Der Kampf war hartnäckig auf Seiten des Mönchs und der Frau, die ihm gehorchte wie eine Sclavin, aber sowohl zärtliche Scenen als berechete nKälte, Thränen und Heftigkeit wirkten nichts anderes als daß sie Deville bewiesen, es sei auf seine Frau ein gefährlicher Zauber ausgeübt worden und er müsse sie sobald als möglich einer Gewissensberathung entziehen, deren sichtbare Folgen eine schreckliche Störung in der Familie sei, welche bis dahin in vollkommener Eintracht gelebt.

In der Verzweiflung über die Erfolglosigkeit versuchte es Madame Deville endlich mit einem Grunde, den die Marquise von Savinières angedeutet hatte.

„Wenn Du", sagtesie zu ihrem Manne, „nicht so unklug gewesen wärest, die Zukunft unseres Kindes zu binden, ehe sie in die Gesellschaft eintrat, in welcher sie hätte ver-

gleichen und wählen können, hätte Laurence bei ihrer so auffallenden Schönheit, bei ihrem Geiste, ihren Talenten und ihrem Vermögen, höchst wahrscheinlich eine glänzende Heirath machen können. Ich gestehe, daß es meiner Muttereitelkeit sehr geschmeichelt haben würde, wenn meine Tochter in eine durch Herkommen und Stellung hervorragende Familie gekommen wäre."

„Du hättest sie wohl gern als Herzogin gesehen?"

„Warum nicht?"

„Ich habe diesen Ehrgeiz nicht, Laurence besitzt ihn ebenfalls nicht; sie sucht und findet ihr Glück in ihrer Ehe mit Villaret und diese Ehe wird geschlossen werden."

„So sollen meine Mutterrechte ganz mit Füßen getreten werden?"

„Deinen Rechten stehen meine Rechte und die Rechte meiner Tochter gegenüber; sie hat ein Recht glücklich zu sein. Du siehst, daß die Wage sich nicht nach Deiner Seite senken kann. Tröste Dich, liebe Helene, Deine Tochter wird zwar keinen glänzenden Titel führen, aber nichts destoweniger glücklich sein. Und wenn Du ein wenig nachdenken wolltest, würdest Du bald finden, daß es von uns sehr unrecht sein würde, Villaret seine bürgerliche Herkunft vorzuwerfen."

„Ich würde sie ihm auch nicht vorwerfen, wenn er nicht ohne alle Religion wäre."

„Villaret ohne Religion?"

„Ja ein Mensch ohne Religion unter der Maske eines Katholiken, sonst wäre es mir sicherlich nicht eingefallen, gegen Deinen Wunsch und Willen aufzutreten. Ich weiß ja gut genug, daß ich nie Einfluß auf Dich gehabt habe, und daß meine Rolle immer die des blinden Gehorsams gewesen ist."

„Helene, Helene, Du bist ungerecht, doppelt und dreifach

ungerecht; ich habe Deine Freiheit vielleicht nur zu sehr geschont. Du arme durch verderblichen Einfluß ganz irre Geführte, hast Du denn die Jahre des so zärtlichen Vertrauens ganz vergessen, das niemals durch eine peinliche Erörterung gestört worden ist? Helene, was hast Du aus unserm sonstigen Glücke gemacht!"

Die Stimme Deville's war von innerer Bewegung unsicher und Helene fühlte bei diesen Erinnerungen, die er angeregt hatte, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Sie unterdrückte indeß diese Thränen, denn sie mußte sich unbeugsam zeigen und sie that es.

„Von der Vergangenheit ist jetzt nicht die Rede," sagte sie; „es handelt sich um die Gegenwart. Ich will das Seelenheil meines Kindes retten. Wenn Du nur einigen Glauben besäßest, würdest Du mein Widerstreben verstehen."

„Also," entgegnete Deville ungeduldig, „ich habe auch keinen Glauben, ich werde auch zu den Menschen ohne Religion gezählt!?"

„Der Glaube ohne Werke ist ein todter Glaube."

„Sollten die Werke meines Glaubens das Herz meiner Tochter brechen, sie von dem trennen, den sie liebt, um sie einem Herzoge, einem Grafen oder Marquis zu geben, dessen Rechtgläubigkeit Dir von Deinem Beichtvater bezeugt wird? Nein! Das geschieht nimmermehr. Laurence wird nicht Herzogin, sondern Madame Villaret. Sie heirathet keinen Fanatiker, sondern einen aufrichtig und verständig religiösen Mann. Um Dich in diesem schrecklichen Unglücke zu trösten, will ich Dir sagen, daß wenn der junge Graf von Savinières, wie es scheint, Marien liebt und Marie liebt ihn wieder, ich sie ihm nicht versagen will, obgleich er kein Vermögen besitzt; so wirst Du wenigstens die Freude haben, eine Tochter Gräfin nennen zu können, wenn der hochwür-

dige Pater den jungen Mann fromm genug findet. Jetzt höre mich aufmerksam an: ich will durchaus keine Wiederholung solcher Scenen, werde also unsern Verwandten und Freunden Anzeige von der Heirath Laurence's machen, die binnen einem Monate erfolgen soll."

Madame Deville hatte den Namen Chantonnay's nicht genannt. Der Mönch wünschte nicht, daß er vor der Vordrängung Villarets als Bewerber auftrete. Sie sah nach dem Gespräche jeden Widerstand für gänzlich nutzlos an.

Sollte der Mönch auch dieser Meinung sein und seine Beute loslassen?

Sechstes Buch.

Die Katastrophe.

1.

Ein für den Mönch günstiger Zwischenfall.

Madame Deville an den hochwürdigen Pater Hieronymus.

Vareilles, d. . . . 186 . .

Sie werden sich sehr wundern, theuerster Herr Pater, daß Sie einen Brief von mir aus der Creuse erhalten, während Sie glauben, ich befinde mich noch in unserem Hause in Paris. Denken Sie sich, daß ich auch nicht einen Augenblick Zeit gehabt habe, um zu Ihnen zu gehen und Sie um Ihren Segen zu bitten! Immer hoffte ich, einmal mich frei machen zu können. Aber mein schrecklicher Mann läßt mich keine Minute aus den Augen. Unsere Abreise erfolgte in größter Eile und wir hatten nur Zeit, von unsern vertrautesten Freunden Abschied zu nehmen.

Warum aber Paris verlassen, da so viele reiche Familien noch nicht auf das Land gegangen sind? Deville schien seit einigen Tagen Vorbereitungen zu dieser Abreise zu treffen, die ich aber nicht für eine so plötzliche halten konnte, als ihm eine telegraphische Depesche Villarets mittheilte, daß

seine Mutter, deren Gesundheitszustand in dem milden Clima Nizzas sich zu bessern geschienen, plötzlich einen heftigen Anfall bekommen habe und nun ihrem Ende nahe sei. Der Sohn reisete sogleich auf der Eisenbahn ab, um die Mutter noch einmal zu sehen. Laurence, welcher ihr Vater ungeschickter Weise mitgetheilt hatte, welche Anstrengungen ich mache, um ihre Heirath zu vereiteln, war in Verzweiflung über die neue Verzögerung, welche die wahrscheinliche Trauer Villarets bringen werde.

Ich erfuhr, daß sie ihren Vater gebeten habe, sogleich nach Vareilles abzureisen, da ihr Paris, seit jener Nachricht, ein unerträglicher Aufenthalt geworden. Der Vater, der gegen dieses Kind äußerst schwach ist und, unter uns gesagt, sich wohl auch im Stillen freute, mir den Trost und die Stärkung zu entziehen, die mir Ihr Rath gewährt, war durch diese Bitte entzückt. Er kam zu mir und sagte, ohne seine Freude unterdrücken zu können: „Laurence will in der traurigen Lage, in welche sie der Tod der Mad. Villaret versetzt, Paris durchaus verlassen. Ich ließ also ein Coupé für den ersten Zug morgen bestellen.“ Ich antwortete, daß es lächerlich sei, viele unserer Bekannten in dieser Weise zu verlassen. „Wir machen die hauptsächlichsten Besuche nachmittags,“ erhielt ich zur Antwort.

Ich mußte einsehen, daß sein Entschluß unerschütterlich feststehe und widersetzte mich nicht. Es würde eine Scene gegeben haben und ich habe von denen der letzten Tage über genug. Ach, Herr Pater, welche Leiden in der Familie, welche Kämpfe, um zu dem Guten zu gelangen! Mein Mann, den ich zu gewinnen hoffte, giebt nicht nur der Sanftmuth nicht nach, er beugt sich auch vor meinem Widerstande nicht, ja er scheint nur um so hartnäckiger zu werden. Unsere sonst so vollkommene Ehe, die in achtzehn Jahren

auch nicht durch ein einziges Wölkchen getrübt wurde, ist eine ganz gestörte geworden.

Werther Herr Pater, Sie haben mir gesagt alles im Geist der Kasteiung und Buße hinzunehmen: ich habe es gethan, aber ich sehne mich doch nach der friedlichen Vergangenheit. Ich weiß, daß jedes Menschenleben getrübt werden kann, daß Gott Prüfungen sendet, wenn es ihm gefällt, alles dies lehrt mich mein Glaube und ich muß annehmen, daß ich die Gnade Gottes gemißbraucht habe und nun dafür gestraft werde, aber — ich leide schwer.

Ich sehe keinen Erfolg in meinen Unternehmungen, die ich zur Ehre Gottes und nach Ihrem Rathe begonnen habe, würdiger Pater, und das macht mich ganz trostlos. Herr von Chantonnay, der uns mehrmals vor unserer Abreise besuchte, wird Ihnen gesagt haben, wie freundlich ich ihn stets empfangen, und daß ich alles gethan habe, damit auch Laurence ihn nicht unfreundlich empfing. Trotz aller meiner Mühe blieb alles vergeblich; das Kind ist in allen Stücken wie der Vater; ich glaube, Laurence läßt den glänzenden Eigenschaften Ihres Schützlings Gerechtigkeit widerfahren; sie erkennt ihm Geist, viel Geist zu, aber wenn ich ihr andeuten will, der junge Mann liebe sie, bringt sie mich sofort mit den Worten zum Schweigen: „aber Mütterchen, Du weißt ja, daß ich mein Herz nicht zweimal hingebe!“ Ich gestehe Ihnen, daß ich dann nicht weiß was ich antworten soll. Ich habe ja ihren Vater so sehr geliebt!

Da ich so weit bin, muß ich Ihnen auch gestehen, daß ich für den armen Mann mehr und mehr Gesinnungen hege, die ich mir zwar vorwerfe, die ich aber nicht in mir vertilgen kann. Ich glaubte, nach Ihrem Systeme nur eine Rolle zu spielen, daß er wegen meiner berechneten Kälte, die gar nicht in meinem Herzen lag, sich unglücklich fühlen, zu mir

zurückkehren und sagen würde: Helene, lassen wir das und lieben wir uns wie früher. Dieses Resultat habe ich nicht erreicht. Nach jedem Kampfe, den Sie mir anriethen, sah ich, daß sein Herz sich von mir abwendete; er litt allerdings, aber mehr aus Mitleiden mit mir, als aus Liebe, aus der Liebe, die ich früher an ihm gekannt habe. Mein Herz ist nun einmal so, daß die Kälte, die er der meinigen entgegenbrachte, dasselbe schließlich ganz erkaltet hat.

Prüfe ich mein Gewissen, so muß ich mir das traurige Geständniß machen, ich liebe ihn nicht mehr. Ist dies recht und gut? Konnte ich dahin gelangen, ohne gegen Gott zu sündigen? Lade ich keine Schuld dadurch auf mich, daß ich nichts thue, um ihn zu dem Herzen zurückzuführen, das ihn so viele Jahre voll reiner Freuden verdankt?

Ich frage Sie darüber um Rath. Mir scheint es, als thue ich Unrecht. Wenn ich auf der andern Seite wieder sanft werde, mache ich das Verfahren nutzlos, durch welches wir, nach Ihrem ausdrücklichen Willen, hoffen dürfen, ihn endlich zum Nachgeben in der Heirath Laurence's zu bringen.

Was aber geschieht, wenn wir fortfahren einander in solcher Weise entgegenzutreten? Es kommen Augenblicke, in welchen ich von ihm denke: der harte Mann! während ich doch weiß, daß er der sanfteste und weichste ist. Fürchten Sie nicht, werther Herr Pater, daß es endlich zu einer unerträglichen Lage zwischen uns komme? Diese Lage erschreckt mich.

Da ich Sie in den tiefsten Falten meines Herzens lesen lasse, so gestehe ich Ihnen auch, daß anfangs, selbst während unseres heftigsten Streites, Augenblicke kamen, wo es meinem Herzen fürchterlich war, wo ich vollkommen einsah, ich spiele nur eine Rolle und überlasse mich einem nur scheinbaren Zorne gegen den Mann, den Gott mir zum

Gatten gegeben, in einer christlichen Absicht, die Sie mir im Interesse der Religion angedeutet, um Laurence einen recht frommen, von Ihnen, Herr Pater, gebildeten Mann zu geben. Aber wenn alles Wirklichkeit wird, wenn unsere Herzen gegenseitig sich verbittern, wenn ich meinen Mann nur um so unbeugsamer mache, welche schreckliche Zukunft bereite ich mir!

Ich habe Ihnen alle meine Besorgnisse mitgetheilt, werther Pater. Ich suche das Gute durch Sie, ich will unter Ihrer Leitung zu Gott gelangen. Aber wenn es noch Zeit wäre einzuhalten, würde ich es auf einen Wink von Ihnen gern thun und vielleicht könnten die Herzen, die sich verbittert haben, sich wieder nähern und von neuem den Frieden finden, der so schlimm gestört ist.

Geben Sie mir darüber Ihren Rath!

Marie trägt mir auf Ihnen zu sagen, wie sehr sie Sie liebt und Sie vermißt. Sie hält sich jetzt gleichsam für verbannt. Unsere Geistlichen hier kommen ihr, mit Ihnen verglichen, sehr kalt und zurückstehend vor. Sie werden ihr oft schreiben, guter Pater, damit sie immer unter Ihrer weisen Leitung sich befinde. Sie bedarf dieselbe mehr denn jemals. Sie entwickelt sich geistig mit einer Schnelligkeit, die mich besorgt macht. Laurence wird noch lange etwas Kindliches haben; Marie, die Feuerseele, wird, ehe ein halbes Jahr vergeht, ein energisches, ja ein schreckliches Weib mit unerschütterlichen Meinungen sein. Sie befindet sich offenbar in einer Krisis. Stehen Sie ihr bei; beruhigen Sie die Arme.

Leben Sie wohl, verehrter Pater. Ich bin sehr betrübt darüber, daß ich mich so fern von Ihnen befinde und Ihnen meine Gedanken nur in Briefen mittheilen kann, aber ich freue mich auch, durch dieses Mittel, das Sie gestattet, mich selbst hier, wie

in Paris, als gehorsames Kind unter Ihrer frommen Führung zu wissen. Ich erwarte Ihren Rath.

Ihre Ihnen ganz ergebene Tochter

Helene Deville.

P. S. Die unselige Aubierge hat mich in trauriger Weise verlassen. Sie ist auch eine verlorene Seele. Möge Gott ihr verzeihen! Sie wollte in der Provinz nicht bei mir bleiben. Ich kann Ihnen nur dies sagen und werde an die gute Superiorin schreiben, um ihr das Schicksal ihres Pfleglings zu melden. Diese Artigkeit bin ich ihr schuldig.

Leben Sie wohl, guter Pater.

Helene.

Herr Deville an Armand Villaret.

Vareilles, 28. April 186 .

Sie melden mir den Empfang meines Briefes, lieber Armand. Er ist für Ihr Herz, das die Entscheidung der Aerzte tief verwundete, welche für Ihre Mutter nur noch einige Wochen zu hoffen erlauben, vielleicht nur einige Tage, ein Trost gewesen, sagen Sie. Um so besser. Was könnte ich Ihnen weiter sagen? Für einen solchen Schmerz giebt es keinen Trost. Wenn die Wissenschaft sich irrte, wenn Ihre Mutter transportirt werden könnte, würde ich sagen: Kommen Sie so schnell als möglich hierher zu uns. Vareilles ist nicht mehr wie Sie es in Tagen gesehen haben, die leider niemals wiederkehren. Ein trauriger Einfluß hat unser häusliches Glück gestört; wir gehören uns nicht mehr an, wir lieben einander nicht mehr. Helene ist vollständig verändert gegen mich. Sie scheint, um ihrem Beichtvater zu gefallen, das bittere Vergnügen sich zu machen, mein Herz täglich mehr von dem ihrigen abzulösen.

Ich hoffte viel von dem Aufenthalte auf dem Lande. Schon zeigt sich das erste Grün. Unsere Buchen treiben Blätter. Unsere Wiesen sehen prächtig aus in dem ersten zarten Grün, das kein Maler durch den Pinsel wieder zu geben vermag. Und welche liebliche Wärme verbreitet die Sonne hier! Die Bienen summen. Die Frösche fangen an zu quaken. Das Vieh hüpft und springt, wenn es aus den Ställen kommt. Es ist reizend auf dem Lande. Warum ist das so reine Glück so schmerzlich gestört worden?

Die Natur, die von Helenen und mir sonst bei dem Neuerwachen nach dem Winter so sehr bewundert wurde, scheint die arme Frau gar nicht mehr anzusprechen. Sie hat sich in eine Menge Andachtsübungen gestürzt, die sie ganz in Anspruch nehmen. Da giebt es endlose laute oder stille Gebete, tägliche Gewissensprüfungen, den einförmigen Rosenkranz gar nicht gerechnet, den der heilige Dominicus erfand, damit im Herzen keine Regung zum Gebete gefunden zu werden brauche.

Die Correspondenz mit Paris wird fortgesetzt und ich muß es dulden, obwohl ich weiß, daß die Rathschläge, die sie von ihrem Mönche erhält, höchst verderblich sind. Aber ich werde mich nie zum Tyrannen des Gewissens irgend Jemandes machen.

Lieber Freund, welche traurige Erfahrung mache ich in Rücksicht auf die Gefahren, welche die Mönche der modernen Gesellschaft bringen, deren erbitterte Feinde sie sind! Da sie merken, daß der Mann ihnen entgeht, so stürzen sie sich auf die Frau, die arme leichtgläubige und gutmüthige Frau, als ihre Beute. Sie sprechen zu ihr im Namen Gottes. Und mit diesem mächtigen Gebet, mit dieser großen Idee, die sie herunterziehen, mit diesem heiligen Namen, den sie entweihen, errichten sie, mitten in unserer gedeihlichen Civi-

lisation, einen furchtbaren Antagonismus, gegen den binnen kurzem alles machtlos sein wird, selbst die Gesetzgebung, weil weise Gesetze so wenig als strenge Gesetze Vorurtheile nicht erreichen können, die man im Namen Gottes in die Gewissen gebracht hat.

Welche seltsame Umwandlung geht ganz allmälig und im Stillen seit einem halben Jahrhunderte vor sich! Unsere Denker und unsere Publicisten kennen entweder die Gefahren für die Zukunft nicht oder glauben in dem neuen Principe so viel Kraft zu finden, daß es jene verderblichen Einflüsse unschädlich zu machen vermöge. Sie irren sich. Die neue Idee arbeitet in den Geistern; die alte jede Freiheit unterdrückende Idee wurzelt in dem Gewissen der Frauen und herrscht bereits in der Familie gegen unseren Willen oder vielmehr wegen unserer Sorglosigkeit, wegen unserer Arbeiten und unseres Jagen nach Vergnügungen. Die Barbarei tödtete die alte Civilisation, verbrannte ihre Städte und ihre Kunstwerke, raubte ihr Gold und überließ sich rohen Saturnalien auf den rauchenden Trümmern der alten Welt. Die neuen Barbaren, die in der Kutte einher gehen, fluchen der Freiheit, ohne welche es keine Stadt giebt, verwünschen das Streben des modernen Menschen nach einer bessern Zukunft, verderben die Seele in schwachen und zarten Wesen, damit es im Schooße der Familie eine unüberwindliche Macht der Trägheit gegen jeden Fortschrittsgedanken gebe, den sie eine Auflehnung gegen das Gesetz des Duldens nennen.

Es giebt also einen langsamen, aber unwiderstehlichen Einfall dieser neuen Barbarei. Das Herz ist mir zu weich, lieber Armand, als daß ich über ein Mittel gegen dieses Eindringen der Theocratie nachdenken könnte. Unsere traurige Erfahrung wird Niemanden klüger machen; es müßten größere Katastrophen kommen, bis endlich diejenigen den

Lärmruf erheben, welche über die Geschicke der Völker wachen sollen. Aber wie viel Unheil wird dann geschehen sein!

Sie erkennen an dem Tone meines Briefes, daß ich schwarz sehe. Die liebe Laurence, von welcher Sie einen zweiten Brief erhalten haben werden, thut alles, um mich der Stumpfheit zu entreißen, die sich meiner bemächtiget zu haben scheint. Wenn ich nicht noch einen Ueberrest an Kraft und Verstand in mir merkte, würde ich glauben, es sei ein böser Zauber auf mich und die Meinigen gefallen, die jettatura, wie die Italiener sagen. Gott sei Dank, ich, der Feind aller Vorurtheile, ich halte mich von diesem frei, aber er ist in der Menschheit allgemein verbreitet. Es herrscht in Rom, ganz in der Nähe des Palastes des Nachfolgers der Apostel, der es nicht auszurotten vermochte und der seltsamer Weise selbst für den gefährlichsten Bezauberer in ganz Italien gilt. Die Reisenden finden diesen Aberglauben unter dem Zelte der Nomaden, in den heißen Sandwüsten Afrika's und bei den Völkern der seltsamen dritten Welt, die wir Oceanien nennen.

Unser jettatore, mein lieber Armand, war ein Mönch. Haben Sie mir nicht gesagt, als Sie den Mann zum erstenmal gesehen, sei Ihnen der schreckliche Gedanke gekommen: wenn mein Glück zerstört werden könnte, würde es durch diesen Mann geschehen? Unser Glück, lieber Armand, ist nicht verloren, denn es giebt eine göttliche Gerechtigkeit gegen die Mönche, aber es ist in schlimmer Weise vergiftet.

Laurence wird durch ihre Mutter fortwährend gedrängt Ihr ist durch ihren Mönch, mit teuflischer Kunst, der Gedanke beigebracht worden, Sie würden das Seelenheil der Tochter gefährden. Dieser Gedanke richtet in dem Kopfe, der, wie ich sehe, täglich schwächer wird, schreckliche Verwirrung an. Der feindselige Mann hat seine Streiche sehr klug

berechnet. Er hat sich gesagt: die Mutter muß besorgt gemacht werden über das ewige Heil ihrer Tochter, das ihre Heirath mit einem Manne gefährdet, welcher die weltliche Macht des Papstes nicht liebt. Mehr war nicht nöthig. Der Gedanke an Ihr Buch entsetzt sie. Der Mönch hat ihr gesagt, es würde unfehlbar von der Kirche verboten werden. Das ist in den Augen meiner Frau so gut als der Bann. Wenn es dazu kommt, und ich glaube selbst, daß der Mönch sich nicht irrt, wird Helene Gott und ihrem Beichtvater wohlgefällig zu sein glauben, wenn sie Sie wie einen mit dem Banne Belegten behandelt. Wenn Sie auch die Kirchengewalt des Papstes von seiner weltlichen Macht trennen, die Frauen begreifen das nicht. Es ist doch der Papst. Und ein Papst ohne eine Königskrone, ohne eine Leibgarde, ohne ein irdisches Reich, ist ein armer Mann, der den Zimmermann in Nazareth nicht recht vertritt. Machen Sie einmal das Gegentheil der armen Helene begreiflich!

So ist der Mönch unser jettatore gewesen. Er benahm sich nicht eben ungeschickt. Helene würde ein Märtyrerleiden zu bestehen glauben, wenn ich ihr einen Schwiegersohn aufnöthigte, der nicht für den Papst wäre gleich ihrem lieben Beichtvater, dem Herrn Hieronymus, der sich, ihrer Meinung nach, besser auf das versteht, was orthodox ist, als Sie und ich.

Scheinbar ist dies sehr logisch. Was soll man sagen?

Sie können sich vorstellen, daß sie mit bitterem Verdruß im Herzen nach Vareilles abgereiset ist. Sie freute sich schon darauf, den Predigten im Marienmonate beiwohnen zu können, welche der Pater Hieronymus in der Kapelle der Dominicaner halten wird. Sichtlich habe ich ihr einen schlimmen Strich durch die Rechnung gemacht, aber sie ließ es sich gefallen. Möge sie sich hier einigermaßen beruhigen!

Unter all diesem Traurigen darf ich die hübsche Geschichte mit der Mamsell Aubierge nicht vergessen. Meine Frau hatte ihr am Tage vor unserer Abreise ihren monatlichen Lohn ausgezahlt und ihr mitgetheilt, daß wir auf das Land gingen. Der Tag verstrich. Gegen Abend, nach dem Abendessen, war die Zofe nirgends zu finden. Man suchte nach ihr. Sie war verschwunden.

Laurence ging in das Zimmerchen, das sie bewohnt hatte. Alle Habseligkeiten des Mädchens waren fortgebracht. Auf dem Tische lag ein in vier Stücke zerrissenes Blatt Papier. Laurence hob es auf und erkannte ein Briefconcept. Sie brachte es mir. Wir vereinigten die zerrissenen Stücke und lasen nun folgende Epistel, die nicht einmal orthographisch geschrieben war.

„Lieber Florentin,

„als Sie uns verließen, war ich sehr betrübt. Ich habe seitdem immer geschmachtet. Ich liebte Sie ja so sehr. Nur meine Augen konnten Ihnen sagen, was ich empfand; auszusprechen hätte ich es nie gewagt. Jetzt reiset Madame auf das Land, ich aber habe keine Lust dahin mitzugehen; ich will in Paris bleiben. Da ist ja mein theurer, mein geliebter Florentin. Ich denke auch in diesem Hause genug spionirt zu haben. Es langweilt mich. Lieber will ich es weniger gut anderswo haben, aber frei sein.

Kommen Sie zu der bestimmten Stunde mit einem Fiacer, während man bei Tische sitzt. Ich werde bereit sein Ihnen zu folgen.

„Aubierge.“

Ist die Geschichte nicht allerliebst? Die Zofe war entweder eine Elende, die genau von Allem unterrichtet war

oder sie hatte noch einen Rest von Rechtlichkeit in sich und war der Heuchelei überdrüssig geworden.

Leben Sie wohl, lieber Armand; zwei Herzen hier lieben Sie aufrichtig.

Ihr Freund

Deville.

2.

Fromme Correspondenz.

Der Pater Hieronymus an Madame Deville.

Paris, 10. Mai 186 .

Ihr Brief hat mir sehr wohlgethan, liebe Tochter, mir aber zugleich viel Schmerz bereitet. Ich danke unserm Herrn Jesus für die frommen Gedanken, die er Ihnen eingiebt, damit Sie von dem Pfade des Gehorsams nie abweichen. Es ist ein Zeugniß dafür, daß er Sie zu den auserwählten Seelen erkor, die zu großem Ruhme bestimmt sind. Die unglückselige Welt, die ganz dem Leben der Empörung gegen den obersten Herrn und der schmählichen Knechtschaft der Sinne verfallen ist, begreift solche Dinge nicht. Sie läßt sich durch die Reize einer verbrecherischen Freiheit verlocken und stürzt sich mehr und mehr in das Verderben. Lassen wir sie in ihrer traurigen Verirrung. Wir, wir wissen unsern Willen dem heiligen Gesetz Gottes zu unterwerfen und sein so leichtes Joch auf uns zu nehmen. Wir lassen uns gern solche Fesseln anlegen und lieben unsere heilige Knechtschaft.

Ich sehe mit Freuden, liebe Tochter, daß solche gute Lehren ganz die Ihrigen sind und daß Sie um keinen Preis

von dem heiligen Gehorsam abweichen wollen. Fahren Sie so fort zu Ihrem Heile! Halten Sie sich fest an den Gehorsam wie an einen festen Anker, der Sie nicht von dem Sturme mit fortreißen lassen wird.

Sie haben zu leiden, ich sehe es wohl, und viel zu leiden; ich aber, der Vater Ihrer Seele, darf Ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten und so sage ich Ihnen mit allen Heiligen: glücklich die Leiden, die sich eines Tages in eine Krone der Ehre verwandeln werden! Glücklich die Widersprüche mit weltlichen Naturen, die nur dazu dienen werden, Sie für den Himmel zu vervollkommnen! Wir sind der Waizen Gottes, sagte ein Märtyrer; wir müssen von den Zähnen der reißenden Thiere zermalmt werden, um reines Brod zu werden... Gott hatte mit Ihnen, geliebte Tochter, seine ewigen barmherzigen Absichten. Er ließ Sie durch den Schmelztiegel der Prüfung gehen. Danken Sie ihm mit Freuden! Daran werden die auserwählten Seelen erkannt, die seine Liebe sich erkoren hat.

Beklagen Sie Ihren Mann; er befindet sich auf einem schlimmen Wege. Dadurch, daß er sich Gott widersetzt, ladet er eine schwere Schuld auf sich. Er sollte sich zum Vertheidiger der guten Sache machen, jeden Vertrag mit den verkleideten Feinden des heiligen Vaters und der Kirche von sich weisen. Sein Stolz riß ihn mit sich fort. Um so schlimmer für ihn.

Er muß aber doch nachgeben. Wer dem Herzen einer liebenden Gattin widersteht, muß früher oder später dem gerechten Widerstande der gereizten Gattin nachgeben. Halten Sie diesen Gedanken immer fest. Er hat sie bis zu dem heutigen Tage stark gemacht. Jetzt ist weniger als je die Zeit, schwach sich zu zeigen. Meine theure Tochter, Sie haben den Sieg fast schon erreicht. Kämpfen Sie! kämpfen

Sie und glauben Sie, er wird nachgeben. Die Krankheit der Madame Villaret läßt Ihnen Zeit; die Vorsehung selbst handelt für uns. Sie legt Steine in den Weg der Gottlosen, damit sie ihre schlimmen Absichten nicht ausführen können.

Auch wollte ich Ihnen sagen, was mir in Ihren Briefen Schmerz macht, daß Sie nämlich die Zeit sehnsüchtig zu vermissen scheinen, in welcher Ihre Seele, in irdische Freuden eingewiegt, noch nicht daran dachte, aus diesem für Ihr ewiges Heil so gefährlichen Zustande sich herauszureißen. Ich sollte Sie darum scharf tadeln, aber ich finde den Muth dazu nicht.

Lieber mache ich Sie auf die Gefahr aufmerksam, in die Sie gerathen würden, wenn Sie den Gedanken an eine Wiederannäherung nicht als eine Eingebung Satans zurückwiesen, denn es würde nicht nur eine Schwäche in Ihrer Stellung als Gattin und Mutter sein, die man in ihrer Würde und in ihren Rechten verkannt hat, sondern sogar eine schuldvolle Rückkehr zu einem Leben, in welchem Gott nicht ausschließlich über Ihr Herz herrschte. Sind Sie in den heiligen Seelenfreuden, die Ihnen die täglichen Frömmigkeitsübungen bringen, noch nicht so weit vorgeschritten, daß Sie sich noch immer an die Fleischtöpfe Aegyptens erinnern, d. h. daß Sie sich nach dem sinnlichen Genusse sehnen, die sie einem irdischen Gatten verdankten?

Lassen Sie alles das hinter sich. Der himmlische Gatte muß Ihnen genügen. Wenn man einmal die berauschende Lust gekostet hat, die e r der Seele gewährt, wie kann das Herz nach anderm verlangen? Und ekelt sich die Seele nicht vor den Genüssen, die nur von den Sinnen kommen?

Also die Sehnsucht nach Ihrer Vergangenheit müssen Sie von sich thun. Gott verlangt dies letzte Opfer von

Ihnen. Sie werden es muthig bringen, geliebte Tochter, und werden die Ehre und den Ruhm von Ihrem Siege haben.

Ich begreife gleich Ihnen, daß die Briefe nur unvollkommener Ersatz für die Unterredungen sind, in welchen man alles erklären und über alles sich aussprechen kann.

Die Ereignisse begünstigen uns. Die Lähmung der Madame Villaret hält ihren Sohn von Vareilles fern. Wir haben also ein Hinderniß weniger. Sie könnten einen größeren Druck auf das Herz Laurence's zu Gunsten Chantonnay's ausüben, dessen Liebe täglich wächst. Ich selbst wünsche sehr, im dringenden Interesse des Papstthums und der Kirche, daß die Heirath bald vollzogen werde. Es knüpfen sich Pläne eines energischen Kreuzzuges zu Gunsten unseres heiligen Vaters daran. Die Vorsehung hat alles dies in Ihre Hände gelegt. Handeln Sie klug und kräftig gegen Ihren Mann und gegen Ihre Tochter.

Jetzt habe ich Ihnen Folgendes vorzuschlagen. In den ersten vierzehn Tagen des Juni bin ich ganz frei. Mein Superior bewilliget mir diese Zeit zum Ausruhen von den Anstrengungen meines Maimonates. Ich habe, Sie wissen es, für das Unternehmen Ihres würdigen Pfarrers gearbeitet und arbeite noch. Könnten Sie ihn nicht auffordern, sehr vorsichtig und ohne daß er Ihren besonderen Zweck ahnete, mich zu sich zu berufen? Ich brächte dann vierzehn Tage bei ihm zu und wäre in Ihrer Nähe. Der Hauptschlag muß erfolgen, während Villaret nicht da ist. Die Frau Marquise von Savinières wird nebst ihrem Neffen und Herrn von Chantonnay zu Ihnen kommen. Sie gedenkt, wie sie mir sagte, drei Wochen bei Ihnen zu bleiben, ehe sie in das Bad geht. Sie werden also nicht allein sein ihrem eigensinnigen Manne gegenüber. Sie wissen, wie

sehr die Marquise den Herrn von Chantonnay liebt und Sie selbst haben mir gesagt, daß Sie von Ihrem Manne gehört, er halte ihn für äußerst liebenswürdig. Ich würde dann in Ihrer Aller Nähe sein. Wir versuchten dann den letzten Sturm. Die Abwesenden haben stets Unrecht. Wir werden siegen.

Richten Sie das Alles ein. Der Plan scheint nicht auf wirkliche Schwierigkeiten stoßen zu können. Von dem Pfarrhause zu Vareilles aus werde ich alle Bewegungen sehen und den Angriff leiten; im Augenblicke, in dem wir weichen müßten, gäbe es einen Punkt, an welchem man sich wiederum sammeln könnte. Wären Sie allein, könnten Sie den Muth verlieren, mit uns werden Sie stark sein.

Bis die Zeit dieses letzten Kampfes kommt, müssen wir beten, fleißig beten. Denen, die beten, wird nichts versagt.

Leben Sie wohl, theure Tochter! Ich segne Sie und liebe Sie im heiligen Herzen unseres Herrn Jesus!

Bruder Hieronymus, von den Prediger-Brüdern.

N. S. Vergessen Sie nicht, unserer lieben Marie, dem glaubenseifrigen Engel, zu sagen, wie sehr mir die Erinnerung an sie vor dem Herrn theuer ist. Ich weiß, daß wir auf sie rechnen können. Wie oft hat sie mir gesagt: ich möchte mein Leben geben für die Bekehrung der Sünder, für die Bekehrung Villarets, des Feindes des heiligen Stuhles. Sie ist eine schöne Seele!

Marie Deville an den hochwürdigen Pater Hieronymus.

Lieber Pater,

die Mutter ist so gütig, mir heute die Feder zu überlassen, statt selbst zu schreiben. Ich nehme dies als eine Belohnung an, an den theuren Vater ihrer Seele schreiben zu dürfen.

Zuerst habe ich mich des Auftrags zu entledigen, den mir die Mutter gegeben hat. Bei der ersten Mittheilung an unsern guten Pfarrer, daß Sie geneigt wären, ihm Ihre einzige Ruhezeit im Anfange des Juni zu widmen, antwortete er mit einem Freudenrufe.

Welches Glück, sagte er uns, diesen frommen Mann zu besitzen, der zugleich ein so ausgezeichneter Prediger ist! Und er hat uns versprochen, Ihnen in zwei oder drei Tagen zu schreiben. Die Sache ist also in Ordnung.

Die Mama stritt sich mit dem Pfarrer, wer die Ehre haben solle, Sie bei sich aufzunehmen. Wir wollten Sie durchaus in das Schloß haben, aber der Pfarrer gab uns einen Grund dagegen an, über den sich nichts sagen ließ: — der Pater wird viele Beichten zu hören haben; aus der ganzen Gegend wird man zu ihm strömen; im Pfarrhause wird ihm mehr Zeit und Muße bleiben als im Schlosse . .

Meine Mutter mußte also nachgeben, aber unmöglich kann ich meine Freude darüber ausdrücken, daß Sie doch kommen werden. Welchen Segen, theurer Pater, werden Sie unserer armen Gegend bringen, die in wirklicher Frömmigkeit noch so weit zurück ist! Sie werden die Gewissen rühren und die Herzen anziehen.

Meine Mutter scheint neues Leben zu gewinnen seit es gewiß ist, daß wir Sie hier im Pfarrhause haben werden. Sie mußte durch recht traurige Tage gehen. Der Wunsch Gutes zu wirken verzehrt sie ganz und ich theile alle ihre Besorgnisse wegen meiner unglücklichen Schwester. Wir, die Mutter und ich, beginnen morgen eine neuntägige Andacht zu Unserer Lieben Frau zu Salette, um von der allmächtigen Marie zu erlangen, daß die arme Schwester endlich den weisen Gedanken und Wünschen meiner Mutter nachgiebt.

Sie werden sich uns anschließen, nicht wahr, theurer Pater? Auch ich habe sehr nöthig, daß die Himmelskönigin

mir zu Hülfe komme. Hier werde ich Ihnen meine geheimen Gedanken mittheilen. Die Ereignisse in den letzten Monaten haben einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht. Mein Herz war zu sehr dabei betheiliget. Ach, ich besitze den sonstigen süßen Frieden nicht mehr. In manchen Augenblicken erkenne ich mich gar nicht wieder. Ich überrasche mich auf Gedanken, die mich erschrecken.. Ich möchte und möchte doch nicht. Mein Gott, wann finde ich die Ruhe, die mich fliehet? Wann erscheint für uns das Glück?

Leben Sie wohl, guter Pater.

Ihre gehorsame Tochter,
Marie Deville.

3.

Am Ufer der Creuse.

Was der Mönch will, will Gott. Der Pfarrer von Vareilles hatte dem Pater Hieronymus geschrieben, um ihn zu ersuchen, seinen beredten Eifer doch in der bescheidenen Dorfkirche zu versuchen, deren Pfarrer schon früher von einem neuen und prächtigen Gotteshause geträumt. Das Aufsehen, welches die Predigten des Dominicaners machen müßten, würden die Aufmerksamkeit auf Vareilles lenken. Einige Aufsätze in kirchlichen Blättern unterstützten dann die Unterzeichnung von freiwilligen Beiträgen gewiß und der Pater unternahm vielleicht gar eine persönliche Einsammlung. So hoffte der Pfarrer. Gewiß aber ahnte der gute Mann nicht im Geringsten, daß er den Mönch nur unterstützen sollte, in dem Schlosse die Rolle des Aufhetzers und Störers unter dem Vorwande zu spielen, der Sache des Papstes und der Kirche einen neuen Vertheidiger in der Journalistik zu geben, nachdem derselbe erst der Schwiegersohn des reichen Deville

geworden sein würde. Hector von Chantonnay, den die Marquise von Savinières in Vareilles vorstellte, wurde von Deville freundlich aufgenommen. Er war an Ort und Stelle, während Villaret fehlte und alles ging so weit vortrefflich. Ueberdies meldete der Pfarrer dem Mönche den Tod der Madame Villaret, was die Ausführung der Pläne Deville's nothwendig hinausschieben mußte.

Der Pater Hieronymus reisete am 1. Juni nach Vareilles ab und er baute unterwegs die prächtigsten Luftschlösser. Er bekehrte alle Sünder, die seine Predigten hörten. Die neuntägige Andacht hatte ihre unfehlbare Wirkung; Deville bekehrte sich; er wurde ein großer Förderer des Peterspfennigs, gab 100,000 Francs zur päpstlichen Anleihe und bestimmte, in Uebereinstimmung mit ihm, dem Pater Hieronymus, den Tag der Trauung Laurence's mit Chantonnay.

Der Mönch rechnete viel auf die Marquise bei der Unterstützung seiner Pläne und nahm sich vor, Louis von Savinières sorgsam zu beobachten. Wenn derselbe, den er kaum gesehen, der guten Sache nicht ganz ergeben war, durfte er sicherlich Marien nicht heirathen; er fand gewiß für diese einen besser geeigneten. Kurz der Dominicaner sah die schönste Zukunft vor sich.

Der Wagen der Madame Deville erwartete ihn auf der nächsten Station. Der Pfarrer von Vareilles holte den großen Redner ab. Auf dem Kirchenplatze in Vareilles war dem Dominicaner eine Ovation vorbereitet. Man hatte eine mit schönem Moose und Blumen verzierte Ehrenpforte errichtet. Weißgekleidete junge Mädchen, die Kränze von Stacheleiche trugen, dem schönen Busch mit korallenrothen Früchten im Winter und glänzend grünen Blättern, deren Stacheln man entfernt hatte, standen in zwei Reihen vor der Ehrenpforte. Die Kirchenbeamten, die der Pfarrer eingeladen, hatten sich

eingefunden und der Vorsitzende hielt eine lateinische Anrede, an deren Abfassung der Pfarrer höchst wahrscheinlich auch sehr betheiliget gewesen war. Der Mönch, der auch noch einiges schlechte Latein verstand, antwortete auf die Anrede und der glänzende Empfang inmitten der Bewohner der umliegenden Ortschaften endigte mit der Ceremonie, die gewöhnlich allen Betheiligten am besten gefällt, mit einem Essen im Pfarrhause.

Es war ein Donnerstag und die vorher in der Kirche zu Bareilles, so wie in allen Nachbarkirchen angekündigte Andacht sollte erst am nächsten Sonntage beginnen. Der übrige Theil der Woche verging mit Vorunterredungen des Mönchs mit seinen lieben Beichttöchtern und der Marquise von Savinières. Er benahm sich sehr diplomatisch. Er sah auch mit stillem Verdrusse den jungen Grafen von Savinières ankommen, weil er mit zäher Ausdauer noch immer hoffte, für den Fall des definitiven Mißlingens bei Laurence, schließlich doch eine Vernunftheirath seines Schützlings mit Marien zu Stande bringen zu können. Die Marquise, die diesmal gewandter war als der Mönch, hatte sich an Deville gewendet und ihn bereits so ziemlich für den jungen Savinières gewonnen. Es fehlte nur noch, die Klugheit der Marquise zu benutzen, damit sie Madame Deville und den Mönch unterstütze, den bürgerlichen Villaret ganz zu beseitigen, der nur die zu weit getriebene Vorliebe Deville's für sich hatte.

Man beobachtete und studirte einander also, aber offenbar mußte man diesmal, nach den langsam vorbereiteten Einrichtungen, zu einer Lösung gelangen. Alle sehnten sich, die Sache zu Ende zu bringen. Für Niemanden war die Lage mehr haltbar. Der Pater Hieronymus konnte sich nicht ewig mit den Devilles beschäftigen; er hatte auch andere ähnliche

Angelegenheiten zu leiten und gedachte nur die ersten vierzehn Tage des Juni gut anzuwenden.

In aller Bestimmtheit sprach er sich darüber mit seiner lieben Beichttochter aus.

„Meine Tochter, die Stunden eines Mönches, eines Mannes, welcher sich der Gewissensleitung und der Kanzel widmet, sind gezählt. Wir, Sie und ich, nur wissen, daß ich nicht der guten Leute von Vareilles wegen hier bin. Es giebt vierzigtausend Dorfpfarreien in Frankreich und eine jede hätte wohl gleiches Anrecht auf mich wie Vareilles. Einen Grund, die letztere zu bevorzugen, giebt es nicht. Ich bin also um Ihretwillen, nur um Ihretwillen hier, das darf nie vergessen werden. Niemals hat sich in dem Leben einer christlichen Frau eine herrlichere Gelegenheit dargeboten, die heilige Sache zu unterstützen. Sie empfingen das Vorrecht, Gott einen Theil des materiellen Vermögens zu leihen, welche seine Vorsehung Ihnen durch die Erfolge der Unternehmungen Ihres Mannes zuwandte. Sie geben ihm also eigentlich nur zurück was sie durch ihn empfingen. Die Heirath des Herrn von Chantonnay wird Ihr großer Ruhm sein und das vervollständigen, was Sie bereits für das Wohl der Religion thaten. Bis jetzt, werthe Tochter, haben Sie edelsinnig gehandelt, diese Gerechtigkeit lasse ich Ihnen gern widerfahren. Sie waren noch zu jung, um, ohne sich lächerlich zu machen, einen glänzenden Luxus zur Schau zu tragen; Sie opferten ohne Bedauern jenen Tand, auf den die Frauen einen so hohen Werth legen; Ihre Diamanten wurden verkauft und mit dem Preise derselben unterstützten Sie die guten Werke, die ich Ihnen empfahl. Ihre Spitzen schmücken die Altäre Mariens. Sie gingen sogar noch weiter; in Ihrem Eifer für das Gute unterzeichneten Sie auch Papiere für eine verhältnißmäßig starke Summe zu einer für unsern Orden

wichtigen Stiftung. Ich hatte Ihren Eifer dafür nicht anzutreiben, sondern zu zügeln und ich hoffe, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich dies mit größter Zartheit gethan, die Pflichten der christlichen Frau mit denen der christlichen Mutter zu vereinigen gesucht habe. Erkennen Sie nur auch, wie es von der höchsten Wichtigkeit ist, daß Ihre Schwiegersöhne eifrige Katholiken sind, denn wenn Sie, was Gott verhüten möge, vor Herrn Deville sterben sollten, könnten wohl die Ehemänner Ihrer Töchter, wenn sie Freigeister sind, Ihre Schulden zu bezahlen sich weigern; Ihre Unterschrift würde vor dem Gesetz keine Giltigkeit haben."

„Mein Mann würde, das glaube ich bestimmt, meine Wechsel bezahlen."

„Darüber bin ich doch nicht ganz sicher; Ihr Mann ist ein Geldmann und diese kennen nur das Gesetzbuch. Ach, wenn Sie ihn in meinen Beichtstuhl zu bringen vermocht hätten, würde es anders sein; wenn Herr Villaret Ihr Schwiegersohn ist, wenn vielleicht ein anderer Glaubensloser, gegen Ihren Willen, Marien bekommt, werde ich Alles zu fürchten haben. Für Männer ohne Religion würde es ein wahrer Triumph sein, arme Klostergeistliche in Geldverlust zu bringen, denn sie wissen recht wohl, daß nach der gottlosen Gesetzgebung, die uns 89 gebracht hat, kein Gerichtshof Mönche unterstützen würde. Sie müssen also, liebe Tochter, alles aufbieten, um das Gute, das Sie für uns thun wollten, auch wirklich zur Ausführung zu bringen. Ich muß Ihnen endlich auch sagen, obgleich ich weiß, daß ich Ihrem Herzen eine tiefe Wnnde schlage, daß ich kurz vor meiner Abreise aus Paris zufällig erfahren habe, der elende Villaret hat, vom Satan geleitet, Ihren Mann veranlaßt, sich als Freimaurer aufnehmen zu lassen und er hat sich wirklich aufnehmen lassen."

„Guter Pater, das ist nicht möglich.“

„Ich weiß es ganz gewiß und fragen Sie sich, ob ich Vertrauen zu Freimaurern haben kann. Ihre Tochter würde unter dem Einflusse dieser beiden Männer stehen! Das darf, das wird nicht geschehen. Wahrscheinlich werden Sie noch einige Tage des Kampfes haben, um ihren Mann zu unterwerfen und die Einwilligung Laurence's zu erhalten; aber was bedeuten diese Stunden muthigen Widerstrebens gegen den heiligen Zweck, der erreicht wird? Sehen Sie auf Pius IX., wertheste Tochter! Pius IX. hat gegen Frankreich, gegen alle liberalen Regierungen Europa's angekämpft, um eine einzige Seele zu retten und Sie wollten nicht das Aeußerste thun, um die Seele Ihrer eigenen Tochter zu retten? Diesmal müssen Sie zwischen Gott und dem Teufel wählen, zwischen dem heiligen Vater und — einem Villaret oder, um es auszusprechen, zwischen mir und jenem Manne.“

Diese sehr heftige Rede trug ihre Früchte. Die Exaltation der armen Helene kannte keine Grenzen mehr. Bei sich nahm sie sich fest vor, daß die Heirath nicht zu Stande kommen dürfe, koste es auch was es wolle. Das Beispiel des Papstes in der Angelegenheit des kleinen Mortera war der letzte Schlag, der ihrem wankenden Gewissen versetzt wurde. Sie war entschlossen, nicht mehr zu zögern.

Die Marquise von Savinières hatte den Mönch ebenfalls unterstützt. Ihr Hauptgrund gegen Helenen war die Unmöglichkeit, jenen glaubenslosen Villaret in ihre Kreise zu bringen. Deville hatte sie einzuführen vermocht: das war das Aeußerste.

„Liebe Freundin, ich verstehe,“ hatte Helene geantwortet.

Es war dies noch immer nicht Alles: Marie mußte auch dahingebracht werden, Savinières zu heirathen und die unglückliche Mutter hatte, in einem Augenblicke der Herzens-

ergießung zu errathen geglaubt, daß Marie ihr Herz bereits vergeben habe und daß derselbe Villaret der Gegenstand ihrer heißen Liebe sei. Sind solche stürmische Gefühle von Dauer? — Helene glaubte es.

Es würde zu lächerlich gewesen sein, eine Heirath aus Neigung zwischen Villaret und Laurence zu verhindern, um eine Verbindung zwischen Villaret und Marien anzubahnen und auszuführen. Es gehörte die Extravaganz eines exaltirten siebenzehnjährigen Mädchens dazu, so etwas nur zu denken und für möglich zu halten, hauptsächlich aus dem Grunde, daß eine fromme Frau einen glaubenslosen Mann mit heiliget.

Madame Deville wußte indeß, daß der Pater Hieronymus Marien eine solche Hoffnung gelassen hatte; sie hatte nicht errathen, daß dies nur ein schlaues Manöver des Gewissensrathes war, der wohl einsah, daß man dem Mädchen in etwas nachgeben müsse, um sie zum Gehorsame zu bringen. Der Mönch hatte wohl erkannt, ohne seine junge Beichttochter darüber zu befragen, daß ihre Liebe zu Villaret bereits im Abnehmen begriffen sei; aber Madame Deville sah dies nicht; Marie selbst erkannte es noch nicht deutlich und sie sagte sich noch fortwährend:

„Ich liebe nur Villaret."

Die Marquise ihrer Seits, die den Pater so wirksam zu Gunsten Chantonnays unterstützt hatte, verlangte nun auch von ihm, bei Marien unterstützt zu werden, um sie zu vermögen, den jungen Savinières anzunehmen. Es war dies eine Hauptangelegenheit für sie und der Mönch mußte sehr gewandt sein, wenn er sich dem Versprechen entziehen wollte, das er ihr in dieser Hinsicht gegeben hatte. Eine Frau dieser Art giebt und thut nichts umsonst.

In diesem Wirrwarr befand man sich, als endlich die

Predigten des vielgerühmten Dominicaners in der Kirche zu Vareilles begannen. Da es sich sehr wenig um die Dorfbewohner handelte, so predigte er auch nicht für diese, sondern ausschließlich für die Leute im Schlosse. Er wählte zu seinen Predigten „den Gehorsam und das Opfer.“

Seine Theorie war höchst einfach. Gott verlangt von uns immer Gehorsam; was kann gerechter sein? Er verlangt oft auch Opfer; ist das nicht auch sein Recht? Aber Gott spricht nicht zu jedem unter uns wie zu Abraham: „nimm deinen einzigen Sohn“; der Gewissensrath, der Geistliche spricht im Namen Gottes.

Man eilte herbei, um den Pater Hieronymus zu hören und das einzige Opfer, das der Henker festhielt, wurde mitten in das Herz getroffen. Als man aus der ersten Predigt nach Hause ging, die Marquise, Deville, Chantonnay und Savinières in einer Gruppe und Madame Deville in lebhaftem Gespräche mit Marien hinter ihnen, sagte Deville zu der Marquise:

„Hat Ihnen die Rede des Paters sehr gefallen?“

„Nicht im Geringsten. Und Ihnen?“

„Sehr. Aber ich habe genug. Acht Tage Reden über Gehorsam und Opfer sind mir zu viel. Ich kenne sie auswendig und gehe nicht wieder her.“

„Ich möchte es auch so machen, Helene aber würde mir es nie verzeihen, wenn ich die schönen Predigten ihres lieben Paters versäumte und er würde alles aufbieten, um mich bei allen Frommen in St. Germain recht anzuschwärzen.“

„Das können wir einrichten.“

„Mir würde es eine Freude sein.“

„Ich unternehme es.“

Nach dem Diner, im Schlosse, sagte Deville:

„Nach dem, was Sie mir gesagt haben, Frau Marquise,

bleiben Sie nur wenige Tage bei uns; das finde ich gar nicht liebenswürdig. Acht Tage nur ist gar nichts."

„Lieber Freund, ich kann Ihnen leider keinen Morgen mehr widmen. Ich habe Geschäfte, Besprechungen wegen Geschäften. Diese darf man nicht versäumen."

„Es lag mir soviel daran, Ihnen die Ufer unserer so schönen Creuse zu zeigen."

„Ja, Sie haben mir dies hundertmal im Winter versprochen und ich sehe es gern, wenn wir diesen kleinen Ausflug machen können."

„Dann müssen Sie noch eine Woche zugeben."

„Das kann ich nicht."

„So brechen wir gleich Morgen auf!"

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Ich bin dabei. Die jungen Leute begleiten uns."

„Liebe Tante," entgegnete Savinières, „ich bin noch gar nicht fest im Gehorsam und noch weniger in dem Opfer. Es liegt mir also sehr viel daran, mich durch den Pater Hieronymus bekehren zu lassen. Ich möchte deshalb keine seiner Predigten versäumen."

„Gut! So begleitet mich Herr von Chantonnay."

„Frau Marquise, eine solche Ehre ist gar nicht auszuschlagen."

„Aber, Herr von Chantonnay!" fiel Madame Deville ein. „Was wird der Pater sagen, wenn Sie unter seinen Zuhörern fehlen?"

„Madame, ich bin schon ganz Gehorsam. Er weiß es; ich bin ein bereits Bekehrter. Sagen Sie ihm, daß ich der Frau Marquise nichts abzuschlagen vermag."

„Sie Alle sind undankbar."

„Der Ausflug dauert nicht lange, denke ich," fiel die Marquise ein. „Bei dem Schlusse der Predigten glaube ich

wieder hier zu sein. Das Ende solcher Predigten gefällt mir immer ganz besonders."

„Ich bitte Sie nur um vier Tage," sagte Deville.

„Das ist ja vortrefflich. Der Pater wird Niemandem zürnen: wir hören seine letzten Predigten, die schönsten. Helene, sage ihm in unserer Abwesenheit, daß er noch zuletzt etwas recht Hübsches bringen möge. Mir gefallen die Predigten nicht eben, die alle von einem und demselben Gegenstande handeln. Auch habe ich eine entschiedene Abneigung gegen jedes Opfer. Es ist ja so angenehm, seinen Willen zu haben! .. Sie, Herr Deville, entwerfen unsern Reiseplan für vier Tage. Darüber vergessen wir die Predigt."

Deville nahm eine Karte und deutete mit dem Finger auf die schönsten Punkte, welche George Sand in ihren unsterblichen Schriften gefeiert hat.

„Ach, sprechen Sie von der Sand nicht! Ich liebe sie nicht."

„Sie lieben sie nicht? Daran thun Sie Unrecht. Ist es denn ein Grund, das nicht zu bewundern, was sie schön fand?"

„Ich weiß es wirklich nicht."

„Geben Sie Acht, die Schönheiten der Creuse werden Sie für die Sand gewinnen. Ich lese Ihnen an Ort und Stelle einige ihrer bewundernswürdigen Schilderungen vor und da sie eine Dame von Geist und Geschmack sind, werden Sie nie wieder sagen: ich liebe die Sand nicht."

4.

Sollicitator ad malum.

Während des Ausflugs Deville's mit seiner liebenswürdigen Begleiterin, der Marquise von Savinières und Herrn

von Chantonnay, überließen sich Madame Deville und Marie ganz und gar der mystischen Aufregung. Sie versäumten keine Unterhaltung mit dem Pater und Madame Deville ließ keinen Tag vergehen, ohne sich in dem Beichtstuhle des Dominicaners, der für sie der unfehlbare Stellvertreter Gottes auf Erden war, mehr noch aufzuregen und sich mit ascetischen Theorien zu sättigen. Aus Schicklichkeitsrücksichten und aus Achtung gegen ihre Mutter nahm auch Laurence an diesen religiösen Uebungen Theil, die ihrem Herzen nichts boten und bei denen nur hier und da ein Wort aus der Bibel in dem Mischmasch des Mönches ihre Gedanken erfrischte.

In diesen wenigen Tagen, in welchen die Herzensergießungen zwischen dem Pater und seiner Beichttochter durch nichts gehemmt wurden, erfolgte die letzte Phase der Besitzergreifung des Herzens und der Seele der Madame Deville.

Auf dem Punkte, zu welchem der Pater Hieronymus gelangt war, konnte er als unumschränkter Herr und Gebieter über die arme Frau verfügen. Sie gehörte ihm vollständig an; sie war seine Sache. An dieser Grenze, an welcher die weibliche Seele die Verantwortlichkeit für sich selbst verliert, konnte Helene, wenn der Dominicaner eben ein anderer gewesen wäre, durch die Illusion von dem passiven Gehorsame, welcher das Herz und alles Uebrige hingiebt, selbst zur tiefsten Schmach und Schande herabsinken.

Obgleich aber der Pater Hieronymus auch nicht von Erz war und oftmals die Nähe der Frau seine Sinnlichkeit berührt hatte, gehörte er doch nicht zu denen, welche sich durch Herzensregungen zu einer Schwäche verleiten lassen. Er besaß zwei schreckliche Leidenschaften, die ihn vor einer dritten bewahrten. Da ihn der Ehrgeiz und der Fanatismus verzehrten und da er stets an die Mittel dachte, sich selbst in seinem Orden vorwärts zu bringen, sowie den Einfluß dieses Or-

dens zu erhöhen, den er über alle ähnliche erhoben sehen wollte, so hatte er nur einen einzigen Gedanken, nur ein ihn allein beherrschendes Gefühl, nämlich jene beiden verzehrenden Leidenschaften zu befriedigen, die er dadurch heiligen zu können glaubte, daß er vorgab oder auch glaubte, er diene der Sache Gottes.

Der Ehrgeizige und Fanatiker konnte also für Helenen kein Versucher sein. Hieronymus war stark gegen sich selbst. Bisweilen, wenn die Natur in ihm sich bis fast zur Unwiderstehlichkeit regte, kratzte er sich den Arm blutig, um dem heftigen Verlangen und Begehren physischen Schmerz entgegen zu stellen.

Er war also für die Beichtende, die noch so viele Reize besaß, kein Verführer zum Bösen, wie deren die Kirche leider so viele gehabt hat und wie es die nothwendige Folge des verderblichen Beichtsystems ist.

Vergebens hatte die Kirche Verwünschungen gegen den verlockenden Priester, vergebens nöthiget sie heute noch die verführte Beichttochter, den Schuldigen dem Bischofe anzuzeigen, bei Strafe, daß kein Geistlicher ihr Absolution ertheile, die Verführung muß mit den Grundsätzen solcher Beichte sich unfehlbar eindrängen. Wenn dieses Verbrechen zum Glück bei den Sitten der jetzigen Geistlichkeit, namentlich der Weltgeistlichkeit selten ist, so muß man es der Gewohnheit zuschreiben, welcher die meisten noch immer folgen, von jenem verderblichen fast erotischen Beichtsysteme sich fernzuhalten.

5.

Das Autodafé.

„Gestehen Sie," sagte der Mönch zu Madame Deville, als er mit derselben in dem reizenden Garten zu Bareilles hin- und herging, „daß Ihr Gatte für einen Mann, der sich religiös nennt, der Gemeinde durchaus kein gutes Beispiel geben kann. Welche seltsame Idee, gerade jetzt eine Reise an den Ufern der Creuse zu machen! Sie hätten ihm das Unpassende seines Unternehmens vorhalten sollen."

„Ich habe es auch versucht, Herr Pater, aber vergebens. Zu sehr wollte ich nicht drängen, weil ich meine Kräfte für einen wichtigeren Gegenstand spare."

„Allerdings und Sie haben weise gehandelt. Ihr achtbarer Geistlicher ist aber auch gar nicht sehr von dem Verhalten Deville's erbaut; er sieht in der Reise einen Mangel an Rücksicht gegen mich und er fühlt sich verletzt. Darin mag der gute Pfarrer Unrecht haben. Ich bin hierhergekommen wegen der Armen und Kleinen; wollen die Reichen und die Großen mich nicht hören, so berührt mich dies nicht. Ich thue meine Pflicht und das genügt mir. Ihr Mann läßt sich durch seinen Stolz und sein eiteles Wissen leiten. Möge Gott ihn seinem Sinn nicht ganz überlassen. Man darf die Hoffnung nie aufgeben, liebes Kind; man muß immer zur heiligen Jungfrau beten. Sie werden gutthun, wenn Sie in seinem Rocke eine Medaille von der unbefleckten Empfängniß einnähen, damit er eine derselben immer an sich habe. Diesem Verfahren, das nur eine liebende Frauenseele erfinden konnte, verdankt man bereits zahllose Bekehrungen."

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber ich fürchtete, es sei dies ein Aberglaube."

„Weshalb meinen Sie das?“

„Ich habe den Abbé Courbon so sprechen hören.“

„Der Abbé Courbon irrt sich; er und seines Gleichen sehen überall Aberglauben. Gott würde solches Thun nicht segnen, wenn es ein abergläubisches wäre. Glauben Sie mir, meine Tochter. Halten wir fest an dem einfältigen Glauben der reinen Seele, lassen Sie die kleine Medaille einnähen und heute Abend wollen wir, ich, der kleine Engel Marie und Sie, den Rosenkranz für Ihren Gatten und Ihre Tochter beten und ihn beschließen mit dem Gebete für die Bekehrung der Sünder. Wer weiß, ob das Ufer der Creuse für Deville nicht der Weg von Damascus wird. Marie vermag so viel!“

„Lieber Pater, bleiben Sie bei Ihrer guten Meinung von dem jungen Grafen von Savinières?“

„Allerdings. Warum fragen Sie mich so?“ entgegnete der Mönch, der natürlich nicht merken lassen konnte, daß er sich der Marquise gegenüber nicht compromittiren dürfe, so lange er sie bedurfte.

„Ich finde ihn alle Tage leichtfertiger und unbedachter.“

„Er ist noch so jung! Der Ernst wird später kommen. Marie ist dagegen zu ernst für ein siebenzehnjähriges Mädchen; die beiden Charactere werden sich gegenseitig mäßigen. Glauben Sie, daß Marien der junge Mann zu gefallen anfängt?“

„Die Einfälle des jungen Grafen locken bisweilen ein Lächeln auf die Lippen meiner Tochter. Sie scheint nicht gegen ihn eingenommen zu sein.“

„Das ist schon etwas.“

„Ich fürchte bei ihr ungemein eine unglückliche Liebe.“

„Ich habe Ihnen schon verboten, daran zu denken. Die

Frauen, welche Romane gelesen haben, sind in manchen Dingen ganz unlenkbar."

„Ach, werther Herr Pater, Sie wissen ja, daß ich Ihnen das Gelübde ablegen wollte, Ihnen in Allem zu gehorchen."

„Ich weiß es wohl, daß Sie aller großen Dinge fähig sind, Sie wissen auch, warum ich dies Gelübde nicht annehmen wollte, daß ich nicht wünschte, meine Leitung werde Ihnen eine Last, ein unerträgliches Joch. Nein, nein, liebe Tochter, ich will Ihnen Ihre ganze Freiheit lassen."

Man sieht, daß der Pater Hieronymus auch zu schmeicheln verstand, wenn er sich bisweilen herrisch und gebieterisch zeigte. Der Dominicaner kannte die Frauen und verstand den Zügel je nach Bedürfniß anzuziehen oder nachzulassen.

„Liebe Tochter," fuhr er fort, „wir sind übereingekommen, uns nur mit Laurence zu beschäftigen. Die Vorsehung bedient sich aller Dinge, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Der Tod der Madame Villaret macht die Verschiebung einer Heirath, die jetzt vielleicht gegen Ihren Willen erfolgte, auf wenigstens drei Monate nöthig. Diesen Verzug müssen wir benutzen, um Ihrer Tochter die Augen zu öffnen; später denken wir dann an Marien und den Grafen von Savinières."

„Ist der Graf wirklich recht religiös?"

„Seine Tante versichert es; er hat sich, wie sie sagt, in Italien geschlagen."

„Für den heiligen Vater?"

„Für wen sonst? Für Garibaldi doch nicht?"

„Sie haben Recht, guter Pater; wenn der junge Mann aufrichtig fromm ist, sehe ich ihn gern meinen Schwiegersohn werden."

„Ja, es würde Ihren noch übrigen weltlichen Stolz schmeicheln, Ihre Tochter Gräfin werden zu lassen. Ich mache Ihnen keinen zu großen Vorwurf daraus; die voll=

kommene Frömmigkeit läßt sich nicht in einem Tage gewinnen und ich selbst habe dieser Schwäche einigermaßen nachgegeben als ich den Erben des berühmten Namens Chantonnay für Ihre ältere Tochter wählte. Uebrigens wiederhole ich Ihnen, was der Verfasser der „Nachfolge" sagt: jeder Tag hat seine Uebel; denken wir also nur an Laurence. Wenn ich mit Chantonnay bei der schönen Laurence nichts ausrichte," setzte der Mönch hinzu, „so müssen wir ihn durch Marien zu entschädigen suchen. Bis zu einem gewissen Grade will ich wohl den Neffen der Marquise unterstützen, aber es wäre zu unklug, vorzeitige Verpflichtungen einzugehen. Warten wir."

Dieses Gespräch fand in einer Lindenallee am Ende des Gartens statt. Dichte Baumgruppen verdeckten den beiden Spaziergängern das Schloß fast ganz. Nur an einigen Stellen konnten sie die Mauern und die bleiche melancholische Marie bemerken, die den Ellenbogen in einem Fenster der Bibliothek aufstützte und tief in Gedanken versunken zu sein schien.

„Erinnern Sie sich wohl," sagte Madame Deville zu ihrem Beichtvater, „der Geschichte von der Erscheinung des Teufels, die ich Ihnen in Paris erzählte?"

„Sehr wohl und diese Erscheinung ist durchaus nicht unglaublich."

„Gewiß nicht. Es wäre aber doch möglich, daß alles sehr natürlich zugegangen wäre."

„Ich glaube an die Ahnungen dieses Kindes und in einer Bibliothek scheint mir der Teufel ganz an seinem Orte zu sein."

„Wie so, Herr Pater?"

„Glauben Sie denn, daß alle Bücher des Herrn Deville von Kirchenvätern geschrieben wurden?"

„Das glaube ich allerdings nicht.“

„Mehr als drei Viertheile wurden von dem Teufel dictirt und der Teufel nimmt seinen Aufenthalt in den Bibliotheken, um die, welche dahin kommen, um Zerstreuung zu suchen, zum Lesen schändlicher Bücher zu verlocken. Erst gestern sagte der Graf von Savinières, den Sie für leichtfertig halten: „Wissen Sie, hochwürdiger Pater, daß es in der Bibliothek hier Bücher giebt, welche kein Buchhändler in Rom öffentlich verkaufen dürfte und welche die, in deren Besitz sie sich befänden und die sie nicht an der Kette hielten, in sehr schlechten Ruf bringen würden?“ Das veranlaßte mich, Ihre Bücher zu mustern und ich fand, daß es allerdings abscheuliche, fluchwürdige darunter giebt. Deshalb möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Er ist in Voraus angenommen, Herr Pater. Sie meinen, der Schlüssel dürfte nicht an der Thür gelassen werden, damit nicht Jeder hineingehen könne?“

„Den Schlüssel zu entfernen dürfte nicht hinreichen,“ antwortete der Mönch mit Achselzucken.

„Was soll sonst geschehen?“

„Die schlechten Bücher müssen alle verbrannt werden, alle.“

„Das ist nicht möglich?“

„Nicht möglich! Warum nicht möglich?“

„Die Bücher gehören meinem Manne.“

„Nun?“

„Er wird niemals seine Einwilligung geben.“

„Das weiß ich sehr wohl und ich will auch nicht, daß man seine Einwilligung nachsuche; können die Bücher, das Gift, welches die Seele nicht blos Ihrer Kinder, sondern aller derer verdirbt, die an diesen Ort kommen, nicht beseitiget, durch Sie selbst beseitiget werden? Seit ich hier bin, habe ich so viele und dringende Beschäftigungen gehabt,

daß ich noch nicht Zeit fand, an manche wichtige Dinge zu denken. Lassen Sie uns jetzt in das Bibliothekzimmer gehen; ich werde die zu beseitigenden Bücher auswählen, denn es giebt gewiß auch sehr gute. Alle schlechten müssen dann verbrannt werden."

„Damit wird mein Mann sehr unzufrieden sein und Sie setzen mich einer peinlichen Scene aus."

„Ach, Sie Frau von schwachem Glauben! Sie lesen die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer und schämen sich Ihrer Schwäche nicht? Es können schlimme Tage für uns kommen. Wenn die weltliche Macht des Papstes fällt, wird die Gesellschaft mit ihr fallen. Die Barbarei wird von neuem hereinbrechen und das Blutgerüst aufgeschlagen werden; man wird seinen Glauben vor den Henkern bekennen müssen. Die durch Rom verfluchte moderne Civilisation bringt uns sicherlich alle diese Gräuel. Unser großer katholischer Publicist hat sich nicht gescheut auszusprechen: „wenn die Polizei zur Vollkommenheit gebracht sein, die Wissenschaft ihre Wunder geboren haben und jeder Tisch sich beugen wird unter den ausgesuchtesten Speisen, dann wird man Menschenfleisch essen," [1]) und er hat Recht. Das Fleisch, das man essen wird, wird das Fleisch der Gläubigen sein. Was werden Sie dann thun, da Sie vor einer übeln Laune Ihres Mannes zittern? Werden Sie Ihren Glauben verleugnen? Werden Sie auch Platz nehmen an dem Tische der Kinder des Belial und mit denselben das Blut Ihrer Menschenbrüder genießen?"

Der Mönch vergaß sich; er glaubte auf der Kanzel zu stehen, gesticulirte, drapirte seinen schwarzen Mantel um sich und seine laut gesprochenen Worte mußten bis in das Schloß dringen. Einige Monate vorher würde der

[1]) Parfum de Rome, par Louis Veuillot. t. II. p. 51.

gesunde Sinn der Madame Deville gegen eine solche heftige Sprache sich empört haben, jetzt war sie unterjocht und als der Mönch, der sich besann und zu weit gegangen zu sein fürchtete, seine erschrockene Beichttochter ansah, setzte er in mildem Tone hinzu:

„Nein, meine Tochter, Sie werden nie mit dem Geiste des Bösen unterhandeln! Es würde eine schwere Beleidigung sein, das nur zu muthmaßen. Wenn Sie einen Augenblick zögerten, so geschah es gewiß nur, weil Sie das Gefährliche schlechter Bücher nicht ganz erkannten. Ach, wie viele Seelen sind für alle Ewigkeit verderbt worden durch ein schlechtes Buch! Welche entsetzliche Erfindung ist die des Buchdrucks! Und es giebt Christen, die solche teufliche Erfindungen — Fortschritt zu nennen wagen! Noch einmal muß ich Ihnen sagen: jede Person, welche ein verbotenes Buch besitzt, wenn sie dasselbe auch nicht lieset, hat die Excommunication verwirkt. Sie sehen ein, daß Sie nicht zögern dürfen."

„Ich zögere auch nicht mehr."

„So muß diese Execution sofort geschehen. Folgen Sie mir!"

Der Mönch ging nach dem Schlosse mit einem so kampfbegierigen Aussehen hin als handele es sich um einen Kreuzzug gegen neue Waldenser.

Die Zeit war für die Ausführung seiner Pläne günstig, denn es befanden sich in dem Schlosse nur Madame Deville, ihre Töchter und der Graf Louis von Savinières. Der Pater Hieronymus bedauerte, daß Chantonnay an seiner glorreichen Unternehmung nicht Theil nehmen könnte. Er tröstete sich indeß mit dem Gedanken, daß es besser sei, Chantonnay finde sich nicht compromittirt, falls Deville die Sache übel aufnehme. Der Graf von Savinières war

ihm einigermaßen hinderlich. Man wußte ja nicht, welche Meinung eigentlich der junge Mann habe. Es war ein Freund Villaret's, ein hinreichender Beweis dafür, daß ihm nicht ganz zu trauen sei. Der Pater Hieronymus hätte gern die Tage benutzt, welche er mit ihm in Vareilles verbrachte, um sich über die politischen und religiösen Ansichten desselben zu vergewissern, Louis aber, der schlau war wie ein Italiener, machte sich einen Spaß daraus, den Mönch irrezuführen. Wenn dieser in seinem Inquisitorinstincte ihn fast zwang, sich offen auszusprechen, entschlüpfte ihm der junge Mann mit einem Wortspiele oder einem Scherz. — Hüte Dich wohl, den Pater Hieronymus Dir zum Feinde zu machen, hatte die Marquise zu ihrem Neffen gesagt; heule mit ihm oder du bist verloren. Der junge Graf benutzte diesen Rath, während er sich zugleich den Spaß machte, den Pater zu verspotten.

Als Marie ihre Mutter mit dem Mönche zurückkommen sah, begab sie sich wieder in das Gesellschaftszimmer.

Der Pater Hieronymus nahm seine liebenswürdigste Miene an und mit lächelndem Munde kündigte er an, Madame Deville habe in ihrer Frömmigkeit und ihrem Wunsche, aus ihrem Hause alles zu entfernen, was den Bewohnern schädlich sei, ja ihnen nur Gelegenheit zu einer Sünde geben könnte, ihn aufgefordert, die Bücher der Bibliothek zu prüfen, um sich zu überzeugen, ob einige darunter wären, welche die Kirche verwerfe.

„Und wenn es solche giebt?“ fragte Marie.

„So werden sie verbrannt, liebes Kind.“

„Ja ja!“ entgegnete Marie, indem sie in die Hände klatschte. Und ihre Augen glüheten in seltsamem Glanze.

„Es wäre wohl etwas noch Besseres zu thun, als die Bücher in dem Schloßhofe zu verbrennen“, fiel der junge

Graf ein, „aber die Zeit ist schlimm und man thut eben was man kann, nicht wahr, hochwürdiger Herr?“

„Sie haben Recht“, meinte Marie. „Sonst wurden die verderblichen Bücher nicht durch die reinen Hände der Männer Gottes in das Feuer geworfen, sondern durch die des Henkers.“

„Ach Fräulein,“ sagte Louis, „die Zeiten, von denen Sie sprechen, waren schon Seiten der Erschlaffung. Bücher verbrennen! Wozu dient das? Freilich wir sind nicht mehr würdig unter Gerichtshöfe gestellt zu werden, welche die römische Kirche in den Zeiten des Glaubens einsetzte. Vielleicht kehren wir, nicht wahr, Herr Pater, zu solchen heroischen Zeiten zurück. Bis dahin will ich eine Leiter nehmen, um die höchsten Regale der Bibliothek erreichen zu können. Wenn Sie erlauben, erspare ich Ihnen die Mühe dahinauf zu steigen. Ich nenne Ihnen die Angeklagten und Sie sprechen das Urtel!“

„Ich möchte wohl wissen“, dachte der Mönch bei sich, „ob der kleine Geck mich verhöhnt. Ich werde in Italien Erkundigungen über sein politisches und religiöses Verhalten einziehen müssen. Ach, wenn ich den Beistand seiner Tante nicht nöthig hätte!“

Laurence war zu ihrer Mutter getreten und hatte leise mit ihr gesprochen. Madame Deville küßte sie auf die Stirne und sagte:

„Es ist eine Pflicht, die ich erfüllen muß, liebes Kind, und welche Folgen es auch haben möge, ich werde sie erfüllen. Liebes Kind“, setzte sie seufzend hinzu, „das Leben einer Christin ist ein Leben voll Opfer.“

Man ging in das Bibliothekzimmer; Laurence allein blieb zurück, da aber die Thür halboffen blieb, konnte sie alles hören und sehen was vorging.

Der Mönch setzte sich in einen großen Lehnstuhl, Mad. Deville stellte sich neben ihn und Marie, die ihre Augen von dem Mönche nicht abwendete, brachte zu dieser Scene von albernem Fanatismus den ganzen leidenschaftlichen Eifer ihres Characters. Der Pater Hieronymus verrichtete ihrer Meinung nach eine erhabene Function.

Louis war mit der Leiter angekommen; er lehnte sie an die Wand und stieg gewandt hinauf.

„Da das Tribunal mich zu hören im Stande ist", sagte er, „so beginne ich. Jedenfalls haben Sie, hochwürdiger Pater, zu dem heiligen Geiste gebetet."

„Behandeln Sie ernsthafte Dinge nicht leichtfertig, junger Mann!"

„Davor behüte mich Gott, Hochwürdiger! Sie werden sehen, wie ich mich meines Amtes entledige."

5.

Das Autodafé.
(Fortsetzung.)

Nun begann eine Scene, jener fast gleich, welche Cervantes in seinem Don Quixote erzählt und in welcher der Pfarrer und der Barbier die Ritterbücher, die den Kopf des Ritters von der traurigen Gestalt geschädiget haben, in Anwesenheit der Nichte und Haushälterin des genannten Ritters und zu derer großen Befriedigung verbrennen.

„Ah!" sagte der Graf von Savinières. „Wir fangen hoffentlich mit einer Verurtheilung an. Die Werke Voltaire's in der Kehler Ausgabe und in prachtvollem Einbande."

„In das Feuer", entgegnete der Pater, „in das Feuer

mit den Werken jenes Mannes, der so viele Seelen in das ewige Feuer gebracht hat! Ja, wir beginnen unsere Reinigung gut. Und, Madame, kaufen Sie doch die Schrift Nicolardots über Voltaire. Kennen Sie dieselbe, Herr Graf?"

„Ich? Nein; ich mag sie auch nicht kennen."

„Warum nicht?"

„Weil ich eine Kritik über das Buch von einem eifrigen Katholiken gelesen habe, der behauptet und beweiset, daß Nicolardot ein ungeschicktes Buch geschrieben habe, weil in allem, was er Voltaire vorhält, nichts sei was einen Philosophen züchtige und endlich weil die Leser wohl versucht sein könnten, Partei gegen Nicolardot für Voltaire zu nehmen. Ich will nicht so versucht sein und lieber meine Ansicht von dem Philosophen von Ferney behalten."

„Ich weiß allerdings, daß Herr von P . . . bisweilen selbstständig sein will und die der guten Sache ergebenen Schriftsteller zu tadeln sich erlaubt. Er hat sogar eine Art Schule begründet, aber dies dadurch wieder gut gemacht, daß er ein Buch brandmarkte, welches ich gar nicht nennen mag. Werfen Sie die „Werke" Voltaire's daher, Herr Graf, und lassen Sie uns fortfahren."

„Hier ist ein Jean Jacques Rousseau in nicht minder kostbarem Einbande als sein Genosse. Es verdient wohl, dem Ersten zu folgen."

„Ohne Zweifel", antwortete der Mönch, „werden wir die Schriften der beiden Coriphäen der Gottlosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts zusammen verbrennen wie ihre Seelen zusammen in alle Ewigkeit in der Hölle brennen."

„Da ist der „Geist der Gesetze" nebst den „Briefen" von Montesquieu."

„Auch sie verdienen den Scheiterhaufen. Mein Gott, mein Gott, wie kann man solche Bücher in dem Besitze

von Männern finden, die Christen sein wollen! Wie schmerzlich ist es für einen Klostergeistlichen, die Gesetze der Kirche so in Frankreich mißachtet zu sehen!"

Zum Glück für das Gefühl des hochwürdigen Herrn konnte er die Werke der Schriftsteller begnadigen, welche der junge Graf in den folgenden Regalen nannte. Alle entgingen den Flammen, denn der Pater wollte sich auch nicht zu streng zeigen. Einige Augenblicke war er unentschlossen als Louis von Savinières Chateaubriand nannte. — „Sein Liberalismus hat uns viel geschadet", sagte er, „und in seinen Schriften finden sich viele böse Stellen. Aber wir müssen ihm doch dankbar dafür sein, daß er die Poesie des Heidenthums durch die des Katholicismus ersetzte und deshalb wollen wir mit ihm nicht zu streng in das Gericht gehen."

„Hier die „sämmtlichen Werke von Bossuet"; meldete der Graf. „Diese entziehen sich der Censur und verdienen einen Ehrenplatz in jeder Bibliothek."

„Hm! hm!" entgegnete der Pater Hieronymus. „Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Bossuet neuerdings in einem unserer Provinzialconcile verdammt worden."

„Bossuet, der große Bossuet!" fiel Madame Deville ein.

„Ja, Madame, der große Bossuet. Er ist der Vater der gallicanischen Ketzerei."

„Da finde ich allerdings seine „Vertheidigung der Freiheiten der gallicanischen Kirche", sagte der Graf.

„In das Feuer mit diesem Buche!" rief der Mönch. „Indessen wollen wir gerecht sein; dies unselige Buch erschien erst nach dem Tode Bossuet's; sein unwürdiger Neffe gab es heraus; Bossuet ist vielleicht nicht einmal der Verfasser."

„Ich habe sagen hören, das Manuscript existire und

zwar ganz von der Hand des Bischofs von Meaux selbst", entgegnete der Graf.

„Was beweiset das?"

„Das dürfte denn doch beweisen, daß Bossuet es wirklich selbst geschrieben."

„Wenn Sie die Werke des berühmten Joseph de Maistre gelesen hätten, Herr Graf, würden Sie wissen, daß dies keineswegs beweiset, Bossuet sei der Verfasser dieses schlechten Buches."

„Das ist etwas anderes! Wenn Herr de Maistre das gesagt hat, schweige ich. Man weiß ja, daß Maistre sich niemals ein Paradoxon gestattete; ich werde also künftig glauben, das Manuscript von Bossuet's Hand sei nichts als die Abschrift einer andern Handschrift. Hier „die Vertheidigung der Freiheiten der gallicanischen Kirche"; wir verbrennen sie zwischen Voltaire und Rousseau. Was thun wir mit der „Provincialen" Pascals?"

„In diesem Buche", antwortete der Pater, „finden sich Ausfälle gegen die Jesuiten, die leider nur zu begründet sind, aber die Orden müssen einander gegenseitig unterstützen und darum verbrennen wir auch dies Buch."

„Die Kirchengeschichte von Fleury", fuhr der Graf fort, nachdem er einige andere Schriften genannt hatte, welche Gnade vor dem modernen Inquisitor fanden.

„In das Feuer!" rief der Mönch.

„Ach, Herr Pater", fiel Madame Deville ein, „durch dieses Ihr Urtheil überraschen Sie mich."

„Ersetzen Sie diese Kirchengeschichte durch die von Rohrbacher, denn das ist ein nach der römischen Lehre geschriebenes Buch. Der Styl desselben ist zwar verworren und schwerfällig, aber das schadet nichts; man lieset ja solche Schriften nicht zur Unterhaltung."

„Mich“, entgegnete der Graf, „überrascht das Verdammungsurtheil des Paters nicht, denn ich habe erst vor acht Tagen die Reden Fleury's gelesen. Wie kann er zu behaupten wagen, die beiden Leuchten, die Gott erschaffen, bedeuten keineswegs die Sonne — das Priesterthum, und den Mond — das Reich, wie die beiden Schwerter, von denen in der Bibel die Rede ist, keineswegs die geistliche und die weltliche Macht in den Händen der Päpste, der Nachfolger des Petrus, bedeuteten! Er meint, es sei gar nichts Geheimnißvolles dabei, die Sonne sei eben die Sonne und der Mond — der Mond, nichts weiter. Uns Weltmenschen kommt die Ansicht Fleury's sehr verständig vor; wir wissen ja so wenig. Der Herr Pater da kann solche Fragen besser würdigen als wir und durch die Allegorie erklärt man ja so viel Unerklärliches.“

„Der junge Mann hat in der That gute Grundsätze“, dachte der Mönch bei sich. „Man lebt nie umsonst in der Nähe Roms, des großen Mittelpunktes alles katholischen Lichtes.“ Dann setzte er laut hinzu:

„Sie haben Recht, Herr Graf, die Erklärungen, welche Fleury tadelt, sind die unserer gelehrten Doctoren, welche Rom ganz angehören. Rom hat sie auch gebilliget und deshalb darf das schädliche Werk des Gallicaners Fleury in einem Hause keine Gnade finden, in welchem man sich zu den Lehren Roms bekennt. Uebrigens, Madame“, setzte der Mönch hinzu, „wo würden wir jetzt sein, wenn wir den bildlichen Sinn der Bibel von uns weisen wollten? Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß würde durch Pius IX. nicht promulgirt worden sein. Einer der unbestreitbaren Beweise für dieses Dogma befindet sich in den Worten des Hohenliedes: „Du bist schön, Geliebte, und es ist kein Flecken an Dir.“ Wenn Fleury noch lebte, würde

er darin die natürliche Bedeutung, nichts als Liebesworte sehen, die der Liebende an die Geliebte richtet. Pius IX. sah in seiner unfehlbaren Weise den verborgenen Sinn und zertrat dem Bösen den Kopf. Er rettete die untergehenden Staaten, indem er erklärte, daß nach dieser Stelle und andern eben so bedeutenden Marie wirklich unbefleckt sei."

„Der Dominicaner glaubt immer auf der Kanzel zu stehen," dachte der Graf, „und wenn er den anwesenden Damen den Kopf nicht verdrehete, würde seine Logik ihrer Albernheit wegen sogar amüsant sein. Es macht mir großen Spaß, ihn zum Narren zu haben, ohne daß er es ahnt. Je seltsamere Dinge ich vorbringe, um so leichter wird es mir später werden, Marien die Augen zu öffnen. Ich liebe sie und werde Licht dahin bringen, wo der Mönch finstere Nacht werden ließ."

Nachdem er die dreiunddreißig Bände der Kirchengeschichte von dem Regal genommen hatte und nachdem sie durch das Fenster hinaus den Werken Voltaire's und Rousseau's nachgeflogen waren, fuhr der junge Graf fort, die Büchertitel zu lesen. „Da ist die Geschichte der Inquisition in Spanien von Llorente. Herr Pater, wenn jemals ein Buch durch einen Dominicaner verbrannt zu werden verdiente, so ist es gewiß dieses. Der Llorente war ein schrecklicher Mensch. Welche Actenstücke hat er in diesen vier Bänden zusammengebracht!"

„Und bedenken Sie," fiel der Pater ein, „daß der Erbärmliche Secretair der Inquisition war; er ist also ein Ueberläufer. Selbst wenn die Inquisition nicht heilig in ihren Principien und in ihren Handlungen, nicht der Achtung würdig gewesen wäre, weil sie durch päpstliche Bullen und Breves begründet und begünstiget wurde, hätte Llorente, er, einer

ihrer Mitglieder, nicht das Recht gehabt, die Irrthümer bekannt zu machen."

„Sie haben vollkommen Recht, Herr Pater, und so behaupte ich auch, daß wenn es Rechte und Mißbräuche in unserer Gesetzgebung giebt, durchaus den Gesetzgebern es nicht zukommt, sich darum zu kümmern, wie die Militairs nicht das Recht haben über Sachen zu schreiben, welche das Heer interessiren. Llorente verdient zweimal verbrannt zu werden, einmal weil er dies Buch geschrieben und weil er dies Vergehen begangen hat, obgleich er die außerordentliche Ehre hatte, selbst der Inquisition anzugehören. — Da finde ich nur Bücher, den Verfluchten von dem Abbé ***, den Jesuiten, die Nonne, den Mönch von demselben Verfasser."

„Diese schändlichen Bücher sind hier?"

„Ja, Herr Pater! Der Herr Abbé *** geht etwas rauh mit den Mönchen um."

„Hoffentlich haben Sie, Madame, keine Seite in diesen Büchern gelesen."

„Ich muß Ihnen gestehen," antwortete Madame Deville, „daß mein Mann diese Schriften sehr schätzt; viel daraus hat er mir auch vorgelesen und der Held in dem Verfluchten, der Abbé Julio, ist so fromm, so voll Glauben, sein Tod erschien mir so erbaulich, daß ich gar nichts fand, was einer christlichen Seele Aergerniß bereiten könnte."

„Weil Sie damals noch verblendet waren. Ich weiß wohl, daß in dem Verfluchten kein Wort gegen den katholischen Glauben, von dem gallicanischen Gesichtspunkte aus, sich befindet, aber der Verfasser läugnet in seinen Schriften die Unfehlbarkeit des Papstes, er ist also kein ächter Katholik."

„Das unterliegt keinem Zweifel," fiel der junge Graf

ein; „er ist ein Katholik von der Sorte Bossuets und Fleury's."

„Auch," setzte der Mönch hinzu, „wie Llorente ein Verräther. Er, ein Priester der Kirche, vermißt sich, die Mißbräuche derselben zu bekämpfen und die Kirchenzucht zu reformiren!"

„Ferner, Herr Pater, ein Liberaler, der unter Ludwig Philipp gegen die Jesuiten war, hat diesem Abbé *** die gebührende Lection gegeben und ihm nachgewiesen was ich vorher vorzubringen wagte, daß nämlich die Mißbräuche einer Anstalt von denen nicht bekämpft werden dürften, die genau damit bekannt wären und daß ein Laie weit mehr Recht habe als ein Geistlicher, die Wunden der Kirche zu untersuchen und Heilmittel anzugeben. Das nenne ich Logik!"

„Verbrennen wir ohne Weiteres diese Bücher!"

„Sonst würde der Verfasser sich der Gefahr ausgesetzt haben, mit seinen Büchern verbrannt zu werden."

„Allerdings. Sonst war die weltliche Macht christlich und glaubte die Feinde der Kirche strenger strafen zu müssen als ihre eigenen Feinde."

„Und diese herrlichen Zeiten sind vorbei! Wie schade! Nun, Sie haben wenigstens die gute Presse, welche die Ihnen angethanenen Beleidigungen rächt und wenn man die Schriftsteller nicht mehr verbrennt, so brandmarkt man sie doch in der öffentlichen Meinung. Das ist doch auch Etwas. Herr von P... hat z. B., um sich Absolution für sein Attentat gegen Nicolardot zu gewinnen, das Buch des Abbé *** vernichten wollen, offenbar freilich, ohne es gelesen zu haben. Er benutzte nur die Kritiker, die es kannten."

„Sie nehmen also die Partei des Abbé ***?"

„Ganz und gar nicht. Er liebt die Mönche nicht und

ich, als Halbitaliener, weiß was die Mönche werth sind. Wie man die Heiligen kennt, so ehrt man sie."

„Fahren wir in unserer Musterung fort. Ach, da haben wir Molière, die beiden Racine und Boileau. Was thun wir mit diesen?"

„Molière und seinen „Tartüffe" in das Feuer, Racine, Sohn, den Jansenisten, in das Feuer. Den Satiren Boileau's können wir Gnade widerfahren lassen."

„Ah, eine prächtige Ausgabe des Lutrin! Herrliche Kupfer! Wie schön der Unfriede dargestellt ist!"

„In das Feuer mit diesen abscheulichen Gottlosigkeiten! Die erbärmlichen Schriftsteller! Wie schade, daß die Wissenschaft aus den Klöstern sich entfernt und sich außerhalb derselben verbreitet hat! Wie sehr ist der christliche Sinn verderbt worden! Der Kirche allein ist gesagt worden: lehre. Das Buch ist eine Lehre. Wie sonst sollten also nur die Mönche schreiben können. Die Buchdruckerei hat uns in das Verderben gebracht."

Der Graf sandte „Lutrin" trotz den prächtigen Abbildungen den Unglücksgefährten nach. Dann sagte er:

„Herr Pater, da kommen Vert-Vert von Gresset, „le Lutrin vivant," „le Carême impromptu." Sie alle scheinen nicht minder impertinent gegen die Klöster zu sein als Lutrin von Boileau. Hören Sie nur die Verse."

Er las einige.

„Genug," fiel der Pater ein. „Sehen Sie nicht, daß ein Kind hier ist? Verbrennen wir diese faden Poesien, ohne Barmherzigkeit. Ist es nicht beklagenswerth, daß die Jesuiten diesen Burschen, den Gresset, unterstützt haben, weil er Einer der Ihrigen gewesen!"

Daß die Romane alle verdammt wurden, versteht sich von selbst, nur die mystischen Romane des Paters Michel

Ange Marin und der Telemaq von Fenelon machten eine Ausnahme, von dem letztern meinte der Pater aber doch auch, er möchte um nichts in der Welt ein solches Buch besitzen.

„Nun kommen wir zu dem Modernen,“ sagte Louis; „bis jetzt haben wir, mit Ausnahme des Abbé***, unsere Zeitgenossen nicht gerichtet.“

„Ich würde vorschlagen,“ sagte der Mönch, „alle zu verurtheilen ohne sie zu hören.“

„Das wäre nicht gerecht und, sehen Sie, da sind „die Freigeister“ von Veuillot, die bei Ihnen Gnade finden werden. Da sind auch die „Predigten“ Lacordaires und sein Leben der heiligen Marie Magdalena.“

„Ueber das letztere Buch wollen wir aus Achtung für den Wiederhersteller unseres Ordens nichts sagen, aber verbrennen wollen wir es. Es ist darin eine Sinnlichkeit...“

„Da sind die sämmtlichen Werke von Lamennais.“

„In das Feuer mit ihnen!“

„Und Lamartine?“

„Die „meditations“ können wir behalten, aber „Jocelyn“ muß brennen. In keinem Buche ist so gefährliches Gift als in diesem. Es ist voll von Ketzerei.“

„Ich sehe, Herr Pater,“ fiel Madame Deville ein, „daß wir, mein Mann und ich, sehr unwissend in Bezug auf die guten Lehren sind; wir haben „Jocelyn“ mit Begeisterung gelesen und ich glaubte, dies Buch habe das religiöse Gefühl in uns sehr gehoben.“

„Ja, ja,“ antwortete der Mönch; „es enthält Begeisterung, Religiösität, unbestimmtes Sehnen nach dem Unendlichen und das ganze Pathos der halbreligiösen Philosophie, die tausendmal gefährlicher ist als die ganz sceptische Philosophie. Haben Sie einen Rosenkranz mehr gebetet, nachdem Sie

„Jocelyn“ gelesen? Sind Sie zur Beichte, zum Abendmahl gegangen? Ein christliches Buch, Madame, leitet zum Beichtstuhle, zu den Altären Mariens. Ach, wie schlimm sind solche Bücher für die Seelen! Eher würde ich Voltaire begnadigen als den Verfasser des „Jocelyn.“

Man kann sich denken, daß George Sand, Michelet, Edm. About, Victor Hugo, Louis Ulbach, Jules Simon, Renan u. s. w. ohne Weiteres verdammt wurden.

Nach dieser gewissenhaften Reinigung bot die Bibliothek des Herrn Deville einen sehr traurigen Anblick dar; ganze Regale waren leer; in andern zeigten sich große Lücken. Madame Deville betrachtete die Verwüstung mit großer Besorgniß. Was sollte ihr Mann zu einem solchen Act des Vandalismus sagen? Ohne Zweifel stand ihr der Ruhm eines kleinen Märtyrerthums bevor und wenn sie nicht körperlich leiden mußte, wie die Christen der ersten Kirche, so litt sie sicherlich um so mehr im Herzen. Der fromme Stolz erfreute sich an diesem Gedanken, aber Madame Deville war doch noch nicht so weit gekommen, daß jener fromme Stolz sie unerschütterlich aufrecht erhalten hätte.

Sie liebte ihren Mann noch immer und der Gedanke, durch peinliche Zänkereien den Frieden ihres Hauses zu stören, war ihr schmerzlich. Mit Hülfe des Grafen und Laurence's, die in das Bibliothekzimmer gekommen war, als sie die Stimme des Mönches da nicht mehr gehört, suchte sie die Verwüstung durch ihren Beichtvater so gut als möglich zu verdecken. In einigen Regalen standen die Bücher in doppelten Reihen; daher holte man mehrere, um leere Räume auszufüllen; auch stellte man die Bücher ziemlich weit auseinander. Leider mußte man gestehen, nachdem alles dies geschehen war, daß es nicht viel genutzt hatte.

Don Quixote konnte man überreden, daß ein Zauberer,

sein Feind, die Bibliothek entfernt habe; so leicht kam man mit Deville nicht davon. Und wenn er auch von Charakter im Ganzen sanft war, fürchtete doch selbst Laurence den ersten Ausbruch seiner Unzufriedenheit für ihre Mutter.

Der Mönch hatte sein Werk beendiget; er und Marie hoben die Bücher auf, die man aus dem Fenster geworfen hatte und legten sie in einiger Entfernung in einer Allée zusammen. Marie zeigte bei dieser Beschäftigung einen außerordentlichen Eifer; es schien ihr eine wahre Wollust zu gewähren, die Blätter aus den schlechten Büchern zu reißen. Als alles vorbereitet war, holte sie Zündhölzer und trat triumphirend, mit blitzenden Augen, in das Zimmer. „Komm, Mutter, komm!“ sagte sie. „Dir kommt es zu, das Feuer an den Scheiterhaufen zu legen. Alles ist bereit. Nach wenigen Minuten wird, Dank Deiner Frömmigkeit, unser Haus von solchem Schmuz gereiniget sein.“

Louis von Savinières betrachtete das fanatische junge Mädchen; wenn er ein anderer gewesen wäre, würde er vor solcher Exaltation erschrocken sein, aber er liebte die heißen, heftigen Naturen, denn sie lassen sich am leichtesten durch die Liebe sänftigen. Er trat zu ihr und sagte:

„Nemesis war weniger schön als Sie es in diesem Augenblicke sind, aber die göttliche Rächerin wußte, daß sie nie irren könne; darum war Ruhe in ihrem Zorne. Sie, Marie, zweifeln und können irren, d a r u m zeigen Sie soviel Leidenschaft da, wo Sie nur Gerechtigkeit zu üben glauben.“

Marie sah den jungen Grafen mit verwunderten Augen an.

„Sprechen Sie damit einen Tadel gegen mich aus?“ fragte sie.

„Vielleicht,“ antwortete Louis ernsthaft.

Das Mädchen erwiderte nichts; sie ging zu ihrer Mutter

und nahm sie an der Hand, um sie aus dem Zimmer zu ziehen; aber die Heftigkeit schien nachgelassen zu haben. Sie wich indeß nicht zurück; sie wiederholte mit milderem, aber nicht minder dringendem Tone:

„Komm schnell, Mama, beende Dein Werk! Der Pater wartet.“

„Liebe Mutter, noch ist es Zeit,“ fiel ihrerseits Laurence ein; „warte bis zur Rückkunft des Vaters; weißt Du nicht, daß er Dir mehr als diese Bücher opfern würde, wenn es für Deine Ruhe nöthig wäre?“

„Nein, mein Kind, es ist nicht mehr Zeit. Was sollte der Pater Hieronymus sagen?“

Laurence schwieg und folgte ihrer Mutter und Schwester.

Das Feuer war angezündet und bald züngelten die Flammen hoch empor. Für den Mönch war es ein gar schönes Schauspiel. Als er die in seinen Augen schändlichen Bücher in ihren verkohlenden Einbänden, in der Glut der Flammen, sich winden sah, gedachte er der Zeit, welche Menschen, die sich Jünger Christi nennen, als das heroische Zeitalter der Kirche zu bezeichnen wagen und in der man nicht blos Bücher, sondern Menschen verbrannte, die sich nur dogmatischer Irrthümer schuldig gemacht hatten. In Louis von Savinières ebenfalls stiegen schreckliche Erinnerungen auf und die weiße Kutte des Dominicaners, auf welche die Flammen einen röthlichen Schein warfen, sah in seinen Augen blutbefleckt aus. Anfangs hatte er still in sich gelächelt, als er dem Pater Hieronymus Scheiterhaufen spielen sah; die Scene kam ihm fast lächerlich vor, jetzt aber weckte sie Grauen in ihm und er entfernte sich.

Die Handlung roher Unduldsamkeit war vollbracht. Madame Deville befahl, alle Spuren derselben entfernen zu lassen und der übrige Theil des Tages verging in trauriger

Weise. Die Beredtsamkeit des Mönches vermochte die Besorgnisse der Frau nicht zu zerstreuen. Selbst Marie schien von peinlichen Gedanken befangen zu sein. Sie fragte sich, woher es gekommen, daß die Worte des jungen Grafen einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Wir haben es bereits angedeutet, daß das Mädchen mehr Leidenschaft als Empfindung besaß. Laurence hatte Villaret ihr ganzes Herz hingegeben und ihre Liebe war tief, eben weil sie ruhigen Characters war. Nicht so stand es mit Marien; sie hatte Villaret geliebt, weil er schön war und sie Niemanden ihm gleichzustellen vermochte. Er war eben anwesend gewesen, als die Triebe ihrer sinnlichen Natur sich zu entwickeln begonnen hatten; in ihrer Liebe lag Glut und ein eifriger Wunsch, ihrer Schwester vorgezogen zu werden; doch hatte sie keinen Anspruch auf Dauer. In den Gesellschaften schon hatte sie den jungen Grafen von Savinières bemerkt; dann befanden sie sich mit einander in Vareilles; sie hatte auch die Gewißheit erlangt, daß sie von ihm geliebt werde und dies schmeichelte ihrem Stolze. Louis war frei; sie konnte, wenn sie wollte, Gräfin von Savinières werden; die Eitelkeit rührte sich in ihr, ja sie ließ sogar tiefe Spuren zurück. Marie, deren Fanatismus mehr und mehr durch ihren Beichtvater gesteigert wurde, sah die Heirath ihrer Schwester mit Villaret noch immer für ein sehr großes Unglück an. Dieser Glaubenslose mußte ihrer Meinung nach die Seele Laurence's für alle Ewigkeit gefährden und er mit ihr der Verdammniß verfallen. Chantonnay, der eifrige Christ, der Vertheidiger der Lehre Roms, sollte ihr Schwager werden, wie es der Mönch verlangte und er hatte seine Gründe dafür. Sie fühlte in sich denselben Eifer, ihn in seinen Plänen zu unterstützen, aber sie konnte sich auch nicht verheimlichen, daß ihr Wunsch, Villaret zu bekehren, nicht

mehr so stark in ihr sei und sie erschrak vor ihrer eigenen Wankelmüthigkeit, wenn sie sah, daß dieses ihr sonst so theuere Bild mehr und mehr in ihr erblaßte. Marie hatte, wie alle, die liebten oder zu lieben glaubten, sich gesagt: ich liebe für immer und sie fühlte sich durch die Unbeständigkeit ihres Herzens gedemüthiget. Während des Vorgangs in dem Bibliothekzimmer hatte sie mehrmals verurtheilte Bücher aus der Hand Louis erhalten; diese Hand hatte, absichtlich oder zufällig, häufig die ihrige berührt und diese Berührung immer ihren ganzen Körper durchzuckt. Wären ihre Gedanken unschuldiger gewesen, so würde es ihr nicht in den Sinn gekommen sein, ihre Gefühle näher zu untersuchen; sie hätte dieselben gar nicht verstanden, aber in Folge der mystischen Lectüre, mit der sie sich fast ausschließlich beschäftigte, hatte sie die keusche Unwissenheit ihrer Jugend verloren. Hatte sie nicht in dem Leben der Heiligen die Schilderung der heftigen Versuchungen des unreinen Geistes gelesen, denen selbst die Gott geweiheten Jungfrauen in ihrem Kloster nicht entgangen waren? In dem mystischen Romane „Virginie oder die Jungfrau“ kommen Kapitel vor, über die Marie hatte nachdenken müssen und als sie nach dieser Lectüre ihr eigenes „inneres Leiden“ dem Pater Hieronymus anvertrauete und sich schlimmer Gedanken anklagte, fragte der Beichtvater sie weitläufig über die Ursachen und Wirkungen.

So lehrt die Beichte und mystische Lectüre, gar manches sogenannte fromme Buch, das für junge Mädchen bestimmt ist, um sie zu lehren züchtig und keusch zu sein, wie man es nicht ist und verdirbt Seele und Körper.

6.

Eine schreckliche Nacht.

Madame Deville konnte es nicht dahin bringen, die Folgen des Autodafés des Paters Hieronymus nicht zu fürchten. Es gehörte die unbegreifliche Kühnheit dieses Mannes und sein Mönchsstolz dazu, dem alles sich beugen muß, um, in Abwesenheit des Hausherrn, feierlich die Bücher desselben zu verbrennen. Vergebens freute sich die fanatische Marie dieser kühnen That gegen die Feinde der heiligen Lehre, das Gewissen ihrer Mutter beruhigte sich nicht so leicht. In ihrem Fraueninstincte ahnte sie den Sturm und der Ausruf Laurence's: „Die armen Bücher! was wird der Vater sagen?" fielen ihr nun wieder ein und sie zitterte vor den Folgen eines solchen Eingriffs in die Rechte ihres Mannes. Freilich erwachten auch die Eindrücke, unter welchen ihr Beichtvater sie seit einiger Zeit hielt, stärker und stärker. Im Ganzen, sagte sie sich, hatte sie doch mit Muth der Sache Gottes gedient. Es war eine treffliche Gelegenheit für sie zu leiden. So bereitete sie sich denn zum Kampfe vor.

Die Nacht nach der Execution der armen Schriftsteller, die in der Meinung des Paters der Irrlehren verdächtig waren, verging in höchst trauriger Weise für Helenen. Sie war durch jene Scene aus einer ganz anderen Zeit zu aufgeregt, als daß sie einen Augenblick ruhigen Schlafes hätte finden können.

Laurence, die in dem Zimmer neben dem der Mutter schlief, hörte plötzlich Aechzen und Aufschreien. Sie eilte alsbald zu der Mutter. Diese nun, halb angekleidet, mit unstätem Blicke, die Glieder in heftigen Zuckungen, lief in höchster Aufregung in dem Zimmer hin und her oder sank in einen Sessel und glaubte ersticken zu müssen. Laurence

bemühete sich, sie zu beruhigen und hielt ihr Aether an die Nase. Dann folgte die körperliche Reaction. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Die Kräfte verließen sie fast ganz. Aber nach kurzer Unterbrechung kehrten die schrecklichen Gedanken um so ungestümer zurück.

„Mein Gott, was soll aus mir werden?.. Ach, die Hölle, die Hölle!" Solche und andere unzusammenhängende Worte stieß sie aus, offenbar Zeichen der höchsten Aufregung. Laurence fing an sich zu fürchten. Abwechselnd verriethen die unstäten Blicke ihrer Mutter das Wanken ihres Verstandes und die heftigsten Gesticulationen schienen einbrechenden Wahnsinn zu verrathen. Die arme Laurence griff zu einem starken Heilmittel. Sie nahm die Mutter fest in die Arme, sprach die zärtlichsten Worte zu ihr und brachte sie endlich wieder in das Bett, wo sie die Kranke weiter liebkosete wie ein Kind. Die Aufregung legte sich allmälig. Die Liebkosungen wirkten wie magnetisch, so daß die Arme einschlief. Jeannette, die man in Vareilles wieder angenommen hatte, wurde dann von Laurence geweckt und sie verbrachte den übrigen Theil der Nacht bei der Herrin.

Als die Kranke am andern Morgen erwachte, sah sie ihre beiden Töchter und Jeannette an ihrem Bette. Sie erinnerte sich eines Theiles ihrer Angst in der vergangenen Nacht und sagte:

„Ich glaubte einen Augenblick, mein armes Gehirn werde zerreißen. Wie sehr danke ich Gott, daß er mir den Verstand erhalten hat!"

Auch Laurence hatte für den Verstand ihrer Mutter gefürchtet.

„Madame," bemerkte Jeannette, — „Sie thun zu viel. Wer kann es denn aushalten bei dem Leben, das Sie füh-

ren? Ach, die liebe Herrin! Wie schön, wie frisch war sie! Und in welchen Zustand hat man sie gebracht!"

„Alles ist wieder gut," antwortete die Kranke. „Ich befinde mich wieder besser."

Etwas Unstätes und tief Trauriges lag noch immer in ihren Augen. Sie schien sich scheu und ängstlich umzusehen.

„Ist der Herr zurückgekommen?" fragte sie.

„Nein, Madame."

„Wann wird er kommen."

„Morgen," fiel Laurence ein. „Aengstige Dich nicht, liebe Mutter. Er wird Dich wieder wohl finden."

„Versprecht mir, ihm nichts von dem zu sagen, was in letzter Nacht geschehen ist. Ich bitte Euch! Versprecht es mir."

Alle drei versprachen zu schweigen.

Ein schrecklicher Schlag aber hatte ihren Körper getroffen, welcher bis dahin noch immer ein Bild der Schönheit gewesen war. Die Wangen Helene's sahen bereits eingefallen aus, wie nach einer langen Krankheit; die ersten Runzeln stellten sich ein und Silberfäden zeigten sich in dem bisher so prächtigen Haar; die Lippen erblaßten. Die Frau war nur noch ein Schatten ihres frühern Selbst.

Laurence erlaubte nicht, daß die Mutter bei dem Frühstück erscheine und entschuldigte sie bei dem jungen Grafen durch ihre Angegriffenheit in Folge langer Schlaflosigkeit.

Das Frühstück war stiller und ernster als es dem Alter der Tischgenossen ziemte. Savinières, der nichts achtete und nicht begriff, wie eine schlaflose Nacht der Mutter so tiefen Eindruck auf die beiden jungen Töchter machen könnte, verlor seine gewöhnliche Heiterkeit nicht.

Endlich sagte Marie in ihrem gewöhnlichen energischen Tone:

„Herr von Savinières, Sie sprechen zwar immer von

Religion, aber ich glaube leider nicht, daß Sie Religion haben. Ich sah Ihnen bei dem großen Unternehmen zu, an welchem Sie Theil nahmen und glaubte zu bemerken, daß Sie den Pater gelegentlich verspotteten. Wenn ich gesagt hätte, was sie sprachen!"

„Hat man denn keine Religion, schönes Fräulein, wenn man sich etwas gegen einen Pater erlaubt?"

„Nein; nur die Gottlosen spotten über die guten Väter. Der Geistliche gehört zur Religion; wer den Geistlichen nicht achtet, versündiget sich an der Religion."

„Ich bitte um Entschuldigung, Fräulein. Ich lebte lange in Italien, wo man die Mönche und Abbati ganz und gar nicht schont. Sie wissen vielleicht, daß sie nicht immer tadelfrei sind; aber man achtet die Religion hoch. Ich denke etwas italienisch."

„Ich folge Ihnen in Ihre Verschanzungen. Wenn Sie die Religion nur achten, so ist das sehr wenig. Man verlangt mehr. Was glauben Sie? Ich will es wissen, ich muß es wissen."

„Sie zeigen lebhafte Theilnahme und ich bin Ihnen äußerst dankbar dafür. Aber Sie bringen mich einigermaßen in Verlegenheit. Was ich glaube? Ich war Soldat, wie Sie wissen und der Papst ist immer sehr nachsichtig gegen Soldaten. Das credo des Soldaten hat nicht so viele Artikel als das einer liebenswürdigen kleinen Heiligen, die immer betet."

„Ach, Sie Schmeichler, ich bin keine kleine Heilige. Sagen Sie was Sie glauben."

„Ich habe es schon gesagt; mein Glaube ist der des Weltmenschen, des Soldaten. Wenn der Stellvertreter Christi nicht gar zu streng gegen dieselben ist, sollte die, welche mich fragt, auch nicht mehr verlangen."

„Gut! Aus Ihren verlegenen Antworten kann ich schließen, daß Sie nichts als ein böser Freigeist sind. Ein Mädchen wird Sie nicht lieben.

„Ach mein Gott, um von einem Mädchen geliebt zu werden, das ich liebe, würde ich alles glauben was sie wünscht.“

„So heuchelten Sie? Was Sie da sagen, ist sehr schlimm.“

„Nein, heucheln würde ich nicht; ich würde sagen: meine liebenswürdige Heilige, bekehren Sie mich! Ein Mädchen wie Sie zum Beispiel würde dieses Wunder leicht bewirken.“

„Das überlasse ich dem Pater Hieronymus.“

„Daran thun Sie Unrecht. Sie brauchten gar nicht so lange Reden wie er. Sie würden viel überzeugender sprechen.“

„Nun, liebe Marie“, fiel Laurence ein, welche dieses Gespräch mit einigem Lächeln angehört hatte, wie schmerzlich betrübt sie auch noch war, „da Du Herrn von Savinières für einen bösen Freigeist hältst und er sich in so liebenswürdiger Weise Dir als Schüler anbietet, solltest Du ihn doch annehmen.“

„Daran soll es nicht fehlen“, entgegnete Marie lebhaft.

„Sehr wohl“, antwortete Savinières, „aber Sie kennen auch die Bedingung, welcher das Mädchen sich unterwirft, welche mich belehren soll: sie muß sich lieben lassen.“

Marie erröthete ein wenig und antwortete nicht.

„Ich verbürge mich für meine Schwester, Herr Graf“, sagte Laurence. „Aber hören Sie. Wer von beiden gilt zuerst für überwunden bei gleichen Waffen?“

Ein tiefer und trauriger Blick, den Marie auf die Schwester richtete, schien sagen zu wollen: „Ich werde zuerst überwunden sein.“

Nach dem Frühstück gingen die beiden Schwestern zu ihrer Mutter und Laurence erzählte ihr, um sie etwas aufzuheitern, mit allerlei Bemerkungen, die Unterredung zwischen Marien und dem jungen Grafen.

Die arme Mutter schien in der That etwas heiterer zu werden; ihre Stirn war nicht mehr so schwer bewölkt. Auch Nachmittags kam sie nicht in das Gesellschaftszimmer, denn noch immer beunruhigte sie peinlich der Gedanke: was wird Deville zu dem Autodafe sagen?

Je näher die Zeit seiner Rückkehr kam, um so höher schien ihre Angst zu steigen, wie Laurence bemerkte. Es entschlüpfte ihr sogar der Ausruf:

„Laurence, was haben wir gethan!“

„Liebe Mutter, der Vater ist ja so gut. Was kannst Du fürchten?“

Endlich meldete man die Rückkunft der Reisenden und Deville eilte sogleich zu seiner Frau, sobald er erfuhr, daß sie unwohl sei. Er war so liebevoll als möglich. Laurence folgte ihm, als er an ihr vorübergehen wollte.

„Lieber Vater, ich habe Dir ein paar Worte zu sagen. Du wirst unzufrieden mit etwas sein, das in Deiner Abwesenheit geschehen ist, aber ich bitte Dich, sei nachsichtig gegen die Mutter.“

„Was ist's, mein Kind?“

„Du wirst es nur zu bald erfahren. Ich gehe zur Mutter.“

Am andern Tage vermißte Deville, als er in das Bibliothekzimmer ging, seine schönsten Bücher. Anfangs konnte er sich das Verschwinden derselben nicht erklären. Waren sie gestohlen? Und welche Schuld sollte seine Frau haben?

„Aha!“ sagte er endlich. „Nun ist mir's klar. Der

Pater Hieronymus ist hier gewesen und hat die Gesetze der heiligen Congregation des Index angewendet."

Bisweilen war Deville außerordentlich heftig. Auch jetzt brausete er ungestüm auf, aber er liebte seine Laurence und er gedachte der Worte, die sie ihm aus Vorsicht gesagt hatte. Ja, er mußte nachsichtig gegen die arme Frau sein. Aber der abscheuliche Inquisitor, welcher das Haus eines Bürgers mißachtete in Vertrauen auf die Schwachheit einer Frau und die friedlichste Ehe störte, der elende Mönch!

Zuerst wollte er sofort in das Pfarrhaus zu Vareilles eilen und, da er der Kutte des Mönchs wegen keine andere Genugthuung von demselben verlangen konnte, ihn durch zornige Worte brandmarken. Aber dadurch würde er Helenen wieder tiefern Schmerz bereitet haben. Er mußte also an sich halten und seinem Zorn durch eines der Selbstgespräche Luft machen, in denen das Herz seine Ueberfülle ausschüttet, wie der Vulkan durch den glühenden Krater Asche und Lavaströme auswirft.

Laurence, welche diesen ersten Zornausbruch gefürchtet hatte, schlich vorsichtig herbei und hörte die letzten Worte des Monologs. Das Schlimmste war vorüber und Laurence trat zu dem Vater.

„Du hast errathen, nicht wahr?"

„Ja wohl, mein Kind, es war der abscheuliche Mönch?"

„Leider."

„Und was hat er mit alle den Büchern gethan?"

„Was die Mönche damit thun!"

„Verbrannt?"

„Ja."

„Gräulich! Ja sie sind und bleiben immer dieselben. Sie werden nie klug und ihre Kühnheit nimmt nie ab. Ungeheuerliche Revolutionen sind über sie hingegangen; blutige

Religionskriege haben sie decimirt; die menschlichen Gesetze legten momentan ihrer Frechheit einen Zügel an. Die Revolutionen, die Guillotine sogar, die Religionskriege und die Gesetze, alles war machtlos gegen sie. Sie sind stärker als die Gewalt, mehr Herren der Welt als die Dictatoren und die Könige, sie verstehen immer von neuem die Herrschaft über die Seelen, nach der sie so sehr streben, zu erlangen und wir müssen sie dulden. Ich schone den Menschen Deinetwegen und um Deiner schwachen Mutter willen. Sonst würde ich das menschliche Gesetz zur Rache aufrufen und ihm trotz seiner Kutte vor das Gericht ziehen. Selbst wenn der Spruch des Richters ihn nicht verurtheilte, würde die ganze civilisirte Welt für mich sein und er müßte sein Lebenlang das Brandmal seiner Schande mit sich herumtragen. Aber, mein Kind, nach der bewunderuswürdigen Anordnung der Vorsehung geht Gutes aus dem Bösen hervor wie das reine Gold aus dem Ofen. Ich bin langmüthig gegen den Mann gewesen, zu sehr wahrscheinlich. Laß mich Dir alles sagen. Ich werde vor Deiner Mutter ruhig, ganz ruhig sein. In meinen Herzen schützt sie Deine Fürbitte und das Mitleiden, das ich mit ihr habe. Aber dieser Mensch hat uns unglücklich gemacht. Monatelang hält er uns unter seiner Eisenfaust, quält und foltert uns. Nun ist's genug. Ich war bisher schwach vor den dringenden Bitten Deiner Mutter, mein Kind, die den Wunsch Deines Herzens nicht erfüllt sehen wollte. Der Mönch hätte Deine Zukunft durch seine ehrgeizigen Berechnungen stören können und ich hätte es vielleicht sobald nicht geahnt. Jetzt ist alles klar. Der arme Armand! Wie viel hat er durch die Kälte Deiner Mutter gelitten! Laurence, Laurence, welches verderbliche Geschick wollte, daß wir diese giftige Schlange auf unserm Wege finden mußten! Gott, verzeihe mir, aber

wenn ich als Mann und als Christ hassen dürfte, würde ich diesen Mönch hassen und meinen Haß in Rache löschen. Aber es giebt nur eine Rache, die mein Gewissen nicht belastet und mein Herz nicht drückt. Kind, Du hast genug gelitten durch diesen Menschen. Die Stunde der Vergeltung hat geschlagen. Gehen wir mit einander zu Deiner Mutter. Ich schwöre Dir zu, daß ich ihr kein Wort des Vorwurfs sagen werde."

Er reichte der Tochter die Hand und ging mit ihr in das Zimmer seiner Frau, in welchem sich Marie und die gute Jeannette befanden, deren Gesicht deutlich ihre Besorgniß verrieth.

Sie ging auf einen Blick Deville's.

„Ihr bleibt, Kinder," sagte er. „Ich kann gegen Eure Mutter nicht hart sein. Ich liebe sie dazu zu sehr. Ich bin ihr zu viel Glück in meinem Leben schuldig geworden, als daß ich ihr einen Fehler nicht vergeben sollte, den sie aus übergroßer Achtung vor der Religion beging. Liebe Helene, Du hast diesem Halbverrückten in meinem Hause als Herrn schalten lassen; diese Schwachheit werde ich vergessen. Du bedachtest seine übermäßige Keckheit und seine Verletzung meiner geheiligten Hausrechte nicht, indem er sich sogar an meinen Büchern vergriff. Höre mich an! Ein Geldverlust ist kein sehr großes Unglück. Mein Buchhändler wird alles wieder ersetzen und meine Bücher werden aus der Asche, die umher gestreut wurde, von neuem erstehen. Das ist also abgethan. Aber dieser Mönch darf von nun an nicht hier, auch nicht in unserm Hause in Paris wieder erscheinen. Ich will Dir nicht verbieten, wieder mit ihm zu sprechen. Du müßtest das unterlassen, wenn Du mich liebtest wie ich Dich liebe. Aber ich verlange dies Opfer nicht von Dir, vielleicht würdest Du mir es versagen. Eine Ungewißheit darüber möchte

ich nicht bestehen lassen. Deine Gewissensfreiheit soll und wird mir heilig bleiben, selbst wenn man Dich quält und Dich irreleitet. Den Intriguen aber, die mir nun vollständig enthüllt sind und über die ich nicht einmal habe die unparteiische Erfahrung des Abbé Courbon hören wollen, will ich ein Ende machen und wohlbegründete Besorgnisse zerstreuen. Morgen wird Villaret einen Brief erhalten, der ihm anzeigt, daß die Heirath nach vierzehn Tagen stattfindet. Ohne Zweifel erforderte, nach einer so frischen Trauer, die Schicklichkeit ein längeres Hinausschieben, aber es giebt in dem Leben Augenblicke, in denen man von der Schicklichkeit absehen muß. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß diese Entschließung unwiderruflich ist. Es ist die einzige Strafe, die ich dem Elenden angedeihen lasse, welcher unser Glück eine so lange Zeit störte."

Dann besänftigte er sich noch mehr und zwang sich zu einem liebevollen Tone gegen die arme Frau, deren Herz er nicht anklagen konnte.

Diese Scene machte einen ungemein tiefen Eindruck auf Marie, die sich sagte:

„Wenn mein Vater Recht hat, ist dieser Mönch ein Elender. Hat mein Vater Recht? Ich werde mir das genau überlegen."

Madame Deville hatte, wie ein Schuldiger, das Haupt gesenkt und nicht ein Wort erwidert. Nur die außerordentliche Blässe ihres Gesichtes verrieth ihre gewaltige Erregung. Einmal kam ihr der Gedanke, ihren Mann zu umarmen und ihm zu sagen: „Ja, ich liebe Dich noch so sehr, daß ich diesem wenigstens unklugen Gewissensrathe entsage;" aber dieser verständige Gedanke erschien ihr gleich darauf als eine Versuchung, eine Schwäche.

Es war schon zu spät, als daß die Spannkraft der Frei-

heit, die so lange durch die starke und geschickte Hand des Mönchs in ihrer Seele niedergehalten worden war, ihre erste Elasticität hätte wieder erlangen können. Helene besaß keinen eigenen Willen mehr, sie handelte nur nach dem, in welchem sie Gott gesehen hatte. Sie gehörte nicht mehr ihrem Gatten, nicht mehr ihrer Familie, nicht einmal mehr sich selbst an.

Sie entschuldigte sich mit ihrer großen Schwäche, daß sie nicht bei Tische erscheine, aber kaum war sie allein, so nahm sie die Feder und schrieb an den Pater Hieronymus:

„Ja, werthester Pater, sie ist erschienen, die Stunde des höchsten Leidens, die Sie mir voraus verkündiget haben. Der bittere Kelch wurde gereicht und ich mußte ihn leeren bis zur Neige. Die Scene, welche ich vorhersah, hat stattgefunden. Deville durchbohrte mir die Brust durch die Ausdrücke, in denen er von Ihnen, theuerer Pater, sprach und die man kaum gegen die gebraucht, welche man der Justiz überliefert.

Verzeihen Sie ihm! Wir haben die Quelle seiner Verirrungen, seine Bücher, berührt, die stets von Gott abwenden, wie Sie mir selbst sagten, wenn sie den Glauben nicht ganz und gar vertreiben. Der Unglückliche wird an seinen Buchhändler schreiben, um die Bücher ersetzen zu lassen, die wir verbrannt haben. Er ist der Herr. Möge Gott ihn nicht zu streng richten!

Aber es ist dies nicht Alles, er will auch uns, Sie und mich, strafen und Villaret wird, auf seine ausdrückliche Einladung, binnen wenigen Tagen wieder erscheinen; der Mann, den Sie aus einer christlichen Familie entfernen wollten, wird triumphirend in dieselbe zurückkehren und binnen vierzehn Tagen meine Laurence heirathen.

Ich bin in Verzweiflung, verehrter und geliebter Pater. Ich habe nicht den Muth, mich an Gott zu wenden; es

bleibt mir nur übrig zu sterben. In der vergangenen Nacht hatte ich einen schrecklichen Anfall. Meine mißleitete Laurence, die ich aber doch liebe, weil sie durch die Lehren ihres Vaters nicht verderbt worden ist, pflegte mich auf das Sorgsamste und ich kam wieder zu mir. Ich fühlte aber, daß ein unbekanntes Uebel meinen armen Körper befallen hat und in demselben stündlich Verwüstungen anrichtet. Wenn Gott mir den Tod sendet, möchte ich ihn mit Ergebung empfangen, aber ich muß Ihnen alles sagen, lieber Pater, mir grauet unsäglich vor ihm. Ach sterben zu müssen in einer Zeit, in welcher ich, noch vor wenigen Monaten, das Leben eigentlich zu beginnen hoffte! Sterben zu müssen, wenn alles mich anlacht und die anhaltenden Arbeiten meines Mannes mir den ruhigen Genuß eines redlich erworbenen Vermögens gestatteten! Sterben zu müssen, nachdem mir meine beiden lieben Kinder erhalten worden sind und ich das Glück haben konnte, sie strahlend Theil an unserem Wohlstande nehmen und eine hervorragende Stellung in der Welt einnehmen zu sehen! Ach, Pater, dieser Gedanke ist schrecklich und ich fühle mich nicht so sehr Christin, um zu Gott sagen zu können, ich beuge mich unter mein Kreuz wie Jesus unter das seinige. Welche schmerzlichen Gedanken erschrecken mich! Ich werde plötzlich vor Gott erscheinen müssen und von ihm zurückgewiesen werden, weil ich in der letzten Stunde schwach war.

Ich gedenke Ihrer Predigt von den klugen und von den thörichten Jungfrauen. Ich zitterte dabei. Wie soll ich dem himmlischen Bräutigame folgen, wenn im letzten Augenblicke meine Lampe erloschen ist?

Alle diese Besorgnisse sind schrecklich, eine Folter, die Hölle in Voraus!

Ach ja, da dieses Wort einmal aus meiner Feder ge-

kommen ist, ich muß Ihnen dieses letzte Geständniß thun: meine arme Seele hat nur noch einen Gedanken, es bietet sich ihr nur ein Bild dar, — die Hölle mit ihren strafenden, rächenden Flammen, mit ihrer grausigen Ewigkeit. Die Hölle! Ach, die Hölle!..

Ach, Pater, was soll aus mir werden?.. Ich fürchte mich, ich fürchte mich.

Was soll ich thun? Ich weiß wohl, daß mein Gewissen nicht gehindert werden wird, daß ich noch immer an Ihre fromme Leitung mich werde wenden können. Mein Mann hat es ausdrücklich ausgesprochen. Aber unerbittlich war er gegen Sie und ich darf Sie nicht mehr einladen hierher zu kommen. Sie würden hier auch zu viel leiden. Und was rathen Sie mir wegen jener Heirath? Ich glaube, jedes Widerstreben wird vergeblich sein.. Theilen Sie mir jedenfalls Ihren Willen mit; ich werde mich ihm unbedingt unterwerfen. Sie vertreten mir Gott selbst. Wenn ich bei meiner unerträglichen Gewissenspein wenigstens den einzigen Trost habe, mir sagen zu können, daß ich dem Gehorsam gegen den geistlichen Richter nicht untreu geworden bin, welchen mir Gott gegeben!

Ihr Brief wird mir Alles sagen.

Ihre aufrichtige und verzweifelte Beichttochter
Helene Deville."

„Der Ueberbringer hat die Weisung, auf Ihre gütige Antwort zu warten."

Die Antwort des Paters lautete also:

„Meine liebe Tochter,

Ihr Brief überrascht mich nicht. Es mußte der Augenblick kommen, in welchem die Mächte der Finsterniß gegen Sie wütheten. Sie wollten Gott treu sein und der Böse

versuchte es Sie zu besiegen. Kämpfen Sie, kämpfen Sie immer! Achten Sie nicht auf Fleisch und Blut. Ihre Krankheit wird nichts zu bedeuten haben. An einigen Zuckungen und nervösen Anfällen sterben die Weiber nicht. Sie stehen im kräftigsten Alter; noch etwas Energie und Sie werden den ungebändigten Löwen überwinden. Der Mann empört sich gegen Gott; er will stolz in den Regalen die schändlichen Bücher ersetzen, die er für sich zu behalten gedachte trotz dem Verbote der römischen Congregation? Nun wohl! Er will den Kampf gegen mich aufnehmen. Es sei! Er trotzt uns; trotzen wir ihm. „Wenn dein Auge dich ärgert, reiße es aus," sagt die Bibel; „es ist besser mit einem Auge in das Himmelreich kommen, als mit zwei Augen in die Hölle geworfen werden." Wenn Ihr Mann gegen das Gesetz Gottes sich auflehnt, lehnen Sie sich auf gegen ihn; will er durchaus in dem Bündnisse mit den Feinden der Kirche verbleiben, so brechen Sie mit ihm. Aber kämpfen müssen Sie bis an das Ende. Setzen Sie seinen Angriffen Ihren Widerstand entgegen. Seine Kraft muß auf Ihren erhabenen Muth treffen. Erklären Sie ihm geradeheraus, daß Sie das Haus verlassen sobald Villaret dasselbe betritt.

Glauben Sie mir, geliebte Tochter, das Alles ist nur eine Prüfung und zwar die letzte. Wir haben ganz andere bei der Leitung der Seelen gesehen. Der Mann glaubt Alles gegen die Frau sich erlauben zu dürfen, weil er die Gesetze für sich hat, welche die Würde der Frau vernichten. Die Kirche will es nicht also. Wahren Sie Ihre Rechte bis zuletzt.

Sie kämpfen für die Sache Gottes. Fürchten Sie nichts. Gott und seine Engel werden für Sie sein bis zur letzten Stunde und wenn Sie in diesem heiligen Kampfe bis zum Märtyrerthume leiden müßten, werden Sie den Ruhm haben,

gegen die Tyrannei, gegen den Stolz, gegen die schändliche Mißachtung der heiligen Gesetze der Kirche gekämpft zu haben.

Ich schließe mit dem einzigen Worte, das ich an das Herz der Mutter richte: Sie haben die Seele Ihrer Tochter zu retten; retten Sie dieselbe, gleichviel um welchen Preis. Binnen vierzehn Tagen will Deville seine Tochter verheirathen. Gut. Mit Hector von Chantonnay muß sie verheirathet werden. Was ich Ihnen über Ihre Anweisungen gesagt habe, wissen Sie.

Leben Sie wohl, liebe Tochter, Ich erwarte allen Muth von Ihnen.

Ihr Vater in dem Herrn!

Bruder Hieronymus, von den Prediger-Brüdern."

Helene las diesen Brief zu wiederholten malen.

„Ja ich war feig und fürchtete mich wie ein Kind. Man stirbt nicht, wenn man kräftig ist wie ich es bin, an einigen nervösen Zufällen. Der gute Pater hat vollkommen Recht. Also Muth gefaßt und den Kampf für den Herrn gekämpft bis zu Ende! Die Heiligen haben viel schwerere Prüfungen zu bestehen gehabt!"

Diese Gedanken weckten einigermaßen ihre Energie wieder, aber es kehrte auch immer ein anderer zurück, der Gedanke: was soll ich thun? Wie soll ich den unbeugsamen Willen dieses Mannes brechen? Und wenn es mir nicht gelingt, muß ich das Haus verlassen, das Haus, in dem ich so glücklich gewesen bin? Und .. meinen Mann .. gar nicht wiedersehen ..? Das brächte mich um.

Sie brach in lautes Schluchzen aus.

7.

Das Opfer.

Louis von Savinières hatte seiner Tante und Chantonnay den Kreuzzug des Mönches gegen die gottlosen Bücher und das Autodafe geschildert, welches die Folge gewesen war.

Der Fanatismus gehörte ganz und gar nicht zu der Natur der Marquise; sie war fromm aus Mode und wenn sie gegen Villaret handelte, so geschah es keineswegs, weil er sich gegen die weltliche Macht des Papstes aussprach, sondern weil er ein Bürgerlicher war und sie sich gegen den Mönch gerühmt hatte, Chantonnay vorziehen zu lassen. Als sie die Geschichte durch ihren Neffen erzählen hörte, zuckte sie die Achseln.

„Das ist wirklich unerträglich", rief sie aus, „und wenn Deville etwas heftig gegen den Pater Hieronymus würde, könnte man ihn nicht tadeln. Herr von Chantonnay, Sie gehören zu der Partei, welche die kirchlichen Orden vertheidigt, und Sie schreiben in den Zeitungen derselben, aber ich wette, daß auch nach Ihrer Ansicht der Dominicaner eine dumme vandalische Handlung begangen hat."

„Gnädige Frau Marquise, diese Leute haben die Manie, ein Princip aufzustellen und alle Consequenzen daraus bis über die Logik hinaus zu ziehen."

„Und wenn sie da angekommen sind," meinte der junge Graf, „gerathen sie in das Absurde."

„Unfehlbar, lieber Graf; so geht es Allen, die überall das Absolute wollen. Wir sind in dieser ultramontanen Schule zwei oder drei Schriftsteller, die bisweilen vernünftig zu reden und zu beweisen suchen, daß man in solcher Weise Alles verderbe und Alles gefährde. Dann sehen uns aber die

Falotianer von der Seite an und nennen uns liberale Katholiken. Mit solchen Menschen ist nichts anzufangen; man muß mit ihnen heulen, sonst finden wir keine Gnade bei ihnen."

„Warum bleiben Sie aber bei denselben?"

„Glauben Sie mir, daß ich es nicht lange aushalte."

Die Marquise hatte den Arm Chantonnay's genommen und begab sich in den Park.

„Ich fürchte," sagte sie, „daß das Unternehmen des Paters Ihre Pläne auf das Aeußerste gefährdet."

„Das fürchte ich auch", antwortete Chantonnay, „und ich muß es aussprechen, ich fange an, an der Zukunft zu verzweifeln. In den drei Wochen, die ich nun hier bin, ist mir täglich Fräulein Laurence liebenswerth erschienen, aber ich habe mich auch täglich mehr überzeugt, daß Niemand Herrn Villaret aus ihrem Herzen zu verdrängen vermag."

„Glauben Sie das nicht. Nur eine Laune führte sie dem jungen Manne zu, keine wahre Liebe."

„Das meint der Pater Hieronymus und Sie stimmen ihm bei; ich kann es nicht."

„Wollen Sie die Partie aufgeben?"

„Allerdings nicht; ich bin zu verliebt, als daß ich mein Ziel aufgeben sollte, so lange mir noch ein Schatten von Hoffnung bleibt. So lange Madame Deville meine Interessen fördert, halte ich auch an der Hoffnung fest."

An demselben Tage sollte der Pater seine letzte Predigt in Vareilles halten. Die Marquise wünschte sie zu hören. Sie begab sich also mit Marien, ihrem Neffen und Chantonnay in die Kirche.

Auf dem Wege von dem Schlosse zur Kirche theilte Marie der Marquise mit was ihr Vater in Bezug auf die Heirath Laurence's beschlossen habe.

„Es verstößt gegen alle Schicklichkeit, nach so neuem Todesfalle sich zu verheirathen. Uebrigens sagte ich so eben dem armen Chantonnay, daß der Pater Hieronymus alles verdorben habe. Er hatte ja noch drei Monate vor sich, um einen Bruch zu veranlassen und begann etwas, das ihn aus dem Hause treiben muß! Ungeschickter kann man sich gar nicht benehmen. Ich interessire mich allerdings für Herrn von Chantonnay; ich habe ihn daher gebracht, aber mit Deville will ich mich nicht veruneinigen, dem Pater zu gefallen.“

„Allerdings“, fiel Marie ein, „klug hat unser frommer Beichtvater nicht gehandelt.“

„Sagen Sie, er habe kopflos gehandelt. Ich hätte Laurence gern mit einem Manne von Adel verheirathet. Aber ihr Vater und sie selbst wollen nicht, so wasche ich meine Hände. Hoffentlich werden Sie, Marie, nicht so thöricht sein wie Ihre Schwester.“

„Soll ich nun den Herrn von Chantonnay heirathen?“ fragte Marie lächelnd.

„Nein, Kleine, Sie bestimme ich keinem Schützlinge Ihres Beichtvaters.“

Und ein Kuß auf die Stirn Marien's vervollständigte die Andeutung der Marquise.

Deville, welcher nicht die geringste Lust in sich verspürte, den Dominicaner predigen zu hören, reisete nach Guéret, von wo er am zweiten Tage zurückkommen sollte. Seine Frau hätte zwar sehr gern ihren Gewissensrath noch einmal gehört, aber sie gab dem Bitten ihrer ältern Tochter nach und blieb zu Hause.

„Ich bitte Dich sehr, gute Mutter,“ sagte Laurence, „setze Dich der Anstrengung einer langen kirchlichen Ceremonie

bei Deinem Schwächezustande in einer Kirche nicht aus, in welcher es erstickend heiß ist."

„Aber, liebes Kind, ich bin nicht mehr krank; ich fühle mich wohl, ganz wohl."

„Ach, liebe Mutter, sage das nicht; ich sehe ja, wie blaß Du bist. Und Deine Stimme zittert so! Bleibe bei mir. Wir beten mit einander; der liebe Gott wird uns erhören und uns den Frieden wieder geben."

„Und die Predigt des Paters soll ich nicht hören?"

„Du hast ja den Pater Hieronymus so oft gehört!"

„Doch nicht oft genug. Siehst Du, mein Kind, es ist ein Jahr, genau ein Jahr, daß ich ihn in dem Walde von St. Germain predigen hörte. Ach, mein Kind, welche Erinnerung! Dieser Predigt verdanke ich das Glück, wieder auf den guten Weg geführt worden zu sein."

„Du hattest ihn nie verlassen, gute Mutter."

„Nach der Ansicht der Weltleute allerdings nicht; ich war eine treue und aufopfernde Gattin und, wie ich glaube, eine gute Mutter."

„Ja, eine sehr gute Mutter," bestätigte Laurence, indem sie der Mutter in die Arme sank.

„Das alles reicht aber nicht hin, wie der Pater Hieronymus mir erklärt hat.. Eine gute Mutter, eine gute Gattin muß den geistlichen Interessen ihres Mannes und ihrer Kinder Alles opfern. Ich habe Dich in zu menschlicher Weise geliebt, Laurence; Deine Seele mußte ich lieben, muß ich retten."

Während Madame Deville so sprach, wurden ihre Augen wieder lebhafter; sie stand auf und fing an zu gehen.

„Laß mich gehen, Laurence; ich fühle, daß Gottes Stimme mich ruft; er wird in den Mund meines frommen Beichtvaters Worte legen, die mich erleuchten und uns retten."

„So wollen wir mit einander in die Kirche gehen.“

Sie wagte nicht mehr die Mutter zurückhalten zu wollen, deren Aufregung sie erschreckte. Aber die Kräfte verließen die arme Helene und während Jeannette ihr den Shawl umthat, sank sie in den Sessel zurück, während sie zu Laurence sagte:

„Du hast doch Recht; ich muß hier bleiben.“

Der übrige Theil des Tages und der Abend vergingen ziemlich ruhig. Die Marquise von Savinières, der Neffe derselben und Chantonnay kamen in das Zimmer Helenens; man bemühte sich sie zu zerstreuen, ohne daß es gelingen wollte; sie saß in Gedanken da und nahm an der Unterhaltung keinen Antheil.

Laurence war tief traurig. Seit zwei Tagen wehrte sie sich gegen einen schrecklichen Gedanken, der sich ihr schon in Paris aufgedrängt, den sie aber von sich gewiesen hatte; es giebt ja Unglück, das man nicht für möglich halten mag. Jetzt schien ihr die Befürchtung begründet zu sein und sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihre Besorgnisse niemals gegen ihren Vater oder gegen Villaret erwähnt habe. Auch Hector von Chantonnay besaß seine gewöhnliche gute Laune nicht; die Hoffnung, die er seit mehreren Monaten festgehalten hatte, entzog sich ihm mehr und mehr und — wir müssen das zu seinem Lobe sagen — er bedauerte nicht sowohl das Vermögen Laurence's, das ihm entging, als diese selbst. Ihre Schönheit war ihm nie lieblicher, nie engelgleicher erschienen und in diesem Augenblicke beschäftigte ihn vorzugsweise der Gedanke, daß ihn Laurence vielleicht für einen Geldjäger, für einen der auf seine Ahnen stolzen Narren gehalten habe, die an einem Mädchen nichts zu würdigen wissen, als das Geld, das sie ihm zubringt, seine Wappen neu zu vergolden. Hector machte sich nicht die geringste Illusion über den Ein-

druck mehr, den sein Geist, seine Talente und seine Körpervorzüge auf das Herz Laurence's gemacht hätten, aber, wenn er keine Liebe bei ihr fand, wünschte er doch wenigstens ihre Achtung zu besitzen und hoffen zu dürfen, einmal ihr Freund zu werden. Wenn Laurence in den Herzen Chantonnays hätte lesen können, würde sie mehr Uneigennützigkeit und Zartgefühl gefunden haben, als sie bis dahin bei dem Schützlinge des Paters Hieronymus vermuthete.

Savinières und Marie waren ruhig. Der junge Graf sah keinen Grund an der Zukunft zu verzweifeln und Marie fing zu glauben an, daß ein Mädchen wohl zu entschuldigen sei, wenn sie zweimal liebe, namentlich wenn die erste Liebe nicht erwidert worden sei. Die Marquise gab noch vor zehn Uhr das Zeichen zum Aufbruche; Helene mußte, meinte sie, Ruhe finden.

Trotz den Bitten Mariens und Jeannette's wollte Madame Deville nur Laurence bei sich behalten; sie versicherte, daß sie sich um vieles wohler fühle und verlangte Gehorsam.

Als Helene mit ihrer Tochter allein war, nahm sie deren beide Hände in die ihrigen und sagte zu ihr:

„Seit ich den Brief erhielt, habe ich viel gedacht; er enthielt mein Urtheil; dem muß ich mich unterwerfen.“

Der Blick der Madame Deville wurde grauenhaft stier.

„Welchen Brief meinst Du, liebe Mutter?“

„Den Brief von... Nein, ich werde Dir nicht sagen, von wem der Brief kam. Siehst Du, liebe Laurence, ich bin verloren, ohne Rettung verloren, für alle Ewigkeit! Und Du könntest mich retten, wenn Du wolltest!“

„Ich will Dich retten, liebe Mutter; Du weißt doch, daß ich mein Leben für Dich geben würde.“

„Wahrlich, meine gute Laurence? Du würdest mich retten? Ich könnte hier bleiben?.. Du weißt nicht alles,

liebes Kind; er verlangt, daß ich augenblicklich dieses Haus verlasse, wenn es noch einmal durch die Anwesenheit des Gottlosen verunreiniget werde. Ich soll mich von allem trennen was ich liebe! Laurence, meine Laurence, sage mir noch einmal die Worte, die, ich fühle es, meinen Geist bereits beruhiget und die Glut in mir gemildert haben. Ich werde wahnsinnig. Laurence, bin ich es schon? Ich fürchte es, ich fürchte es! Und der Wahnsinn ist so fürchterlich! Laurence, Laurence, rette mich!"

Sie sprang plötzlich aus dem Bette und fiel vor ihrer Tochter auf die Knie.

Laurence hatte seit einigen Minuten entsetzliche Qualen bestanden; ihr Herz war gebrochen. Sie mußte, sie fühlte es, mit Gewalt all das Glück aus ihm reißen, das dasselbe bisher erfüllt hatte. Sie rief in stillem Gebete Den an, von welchem alle Kraft kommt und es wurde erhört; mit ruhiger Stimme sagte sie zu der Mutter, die sie emporzog:

„Ja, ich werde Dich retten! Sprich, gute Mutter, was verlangst Du von mir?"

„Ach, mein Engel," antwortete Helene, „wenn ich Dich bitten würde..., wolltest Du einwilligen..."

„In Alles, liebe Mutter, selbst in die Aufopferung meiner Liebe zu Armand."

Die Stimme Laurence's zitterte nicht, als sie dieses ihr Urtheil sprach.

„Das, nicht wahr? das wünschest Du?"

„Ja, ja! Aber Dein Vater wird nicht einwilligen. Und dann, liebes Kind, habe ich Dir noch nicht alles gesagt."

„So sprich, Mutter; jetzt kann ich alles hören. Nach dem Opfer, das ich Dir gebracht, habe ich nichts mehr zu fürchten."

„Du irrst Dich, Laurence, Dein Opfer ist noch nicht vollständig. Der Pater Hieronymus ..."

Madame Deville vollendete nicht; ihre Augen wurden wiederum stier.

„Laurence.., da ist er! Er gebietet mir zu reden ... Du mußt Villaret alle Hoffnung benehmen .. und dann Herr von Chantonnay.. meine Anweisungen .... Warum weinst Du, Kind? Du hast mich verstanden und .... weigerst Dich? Er liebt Dich. Der Pater Hieronymus wünscht und verlangt es.. Ich komme sonst in die Hölle! Die Ewigkeit, mein Kind, die Ewigkeit!"

Madame Deville sprang zum zweitenmale aus dem Bett, als wolle sie vor einer schrecklichen Erscheinung fliehen.

„Ich heirathe Herrn von Chantonnay.. Um Gottes Willen, beruhige Dich! Ich werde dem Pater gehorchen. Komm zu Dir, liebe Mutter, so daß Dein Glück mich wenigstens entschädige für das, was ich opfere."

Madame Deville sah die Tochter mit innigster Liebe an.

„Du bist ein Engel, Laurence. Wenn Du wüßtest, wie glücklich Du mich machst! Ich bin nun ganz ruhig; das Zimmer ist nicht mehr voll Gespenster und höllischer Dämonen, die mich mit sich fortschleppen wollen. Die Last, unter der ich erstickte, ist von mir genommen. Aber, Kind, Dein Vater darf es nicht wissen, daß der Verstand seine arme Helene verlassen wollte, daß er sie vielleicht auf einige Augenblicke bereits verlassen hatte. Sage mir, Kind, glaubst Du, daß ich meinen Verstand noch habe?"

„Ja, ja, Mutter! Beruhige Dich, Du warst nur etwas aufgeregt. Der Vater soll nichts erfahren."

„Und Du.. entsagst Villaret?"

„Ja, liebe Mutter."

„Und Du willst Chantonnay heirathen?"

„Ja, liebe Mutter. Du sollst glücklich sein."

„Und Du, armes Kind?"

„Ich, ich werde meine Pflicht gethan haben."

Madame Deville bedeckte die Tochter mit leidenschaftlichen Küssen, dankte ihr in den wärmsten Worten und wiederholte ihr hundertmal, daß sie durch ihr Kind gerettet worden sei.

„Schon in Paris," sagte sie dann, „als mir Dein Vater nach einer peinlichen Scene seinen festen Willen erklärte, kam ich auf den Gedanken, mich an Dein Herz zu wenden. Die Krankheit der Madame Villaret und ihr Tod verhinderten damals Deine Verheirathung. Ich hatte mehrere Monate vor mir. Aber den Pater Hieronymus ..., aber sprechen wir jetzt nicht von ihm."

Eine Stunde nach diesem schrecklichen Auftritte versank Madame Deville in friedlichen Schlummer. Laurence aber weinte heftig.

8.

Letzter Abschied von dem Glücke.

Als Helene nach vierstündigem tiefen Schlafe erwachte, glaubte sie geträumt zu haben. Laurence hatte Jeannette an das Bett der Mutter gerufen, um selbst eine Zeit lang zu ruhen. Aber vergebens suchte sie den Schlaf. Die Aufregung, in der sie sich nach dem Versprechen befand, welches sie der Mutter gegeben hatte, steigerte sich mehr, als sie den Gegenstand ihres innigsten Mitleidens nicht mehr vor sich sah, der ihr das verzweiflungsvolle Wort entrissen hatte: „ja, Mutter, ich werde thun was Du willst."

Laurence fragte sich, ob dieses schmerzliche Opfer nöthig sei und ob die strengen Gesetze der Kindesliebe das Aufgeben einer grenzenlosen Liebe und das Zerreißen zweier Herzen forderten.

„Ja,“ antwortete sie sich, „wenn das Wohl der Mutter davon abhängt.“

In dieser mächtigen Selbstverläugnung nahm sie die Feder und schrieb an Armand Villaret:

„Nach dem schmerzlichen Ereignisse, das Dir eine Mutter genommen hat, tritt ein anderes ein, das zwischen Laurence und Dir eine ewige Scheidewand aufrichtet. Eines ist so schrecklich wie das andere. Es ist ein zweites plötzliches Eintreten von Schmerzen, die das Leben bietet und ich, Laurence, die mein Blut hingeben würde für Dein Glück, ich fordere Dich auf, Dich zu beugen und muthig diese — Trennung zu ertragen.

„Ueber der gewonnenen Liebe steht die in das Herz gegrabene Liebe zu der Mutter. Ich mußte wählen zwischen Dir und der Mutter und die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein.

„Meine Mutter fiel vor mir auf die Kniee. Sie rief mir zu: rette mich! Die Rettung bestand darin, daß ich meine Hand dem Schützlinge des Paters Hieronymus gebe. Nach wenigen Tagen werde ich also Frau von Chantonnay sein. Der Mann, den ich heirathen werde, weiß, daß ich Dich liebe. Er verlangt von mir nur meine Hand und das Geld, das ihm in dem Contracte zugesprochen werden wird, der mich an ihn binden soll. Am Altare werde ich ihm Treue schwören und diese Treue ihm halten.

„Du, der Du zuerst alle die Liebe von mir empfingst, die ein weibliches Herz besitzen kann und die in den so traurig unterbrochenen Tagen der Hoffnung meine einzige Freude war, Du wirst mich nicht vergessen, ich weiß es;

aber beweise mir, daß Du mich verstanden hast und daß Dich mein Opfer nicht verletzet. Ich verlange, daß Du die so reine Liebe, die Du für Laurence fühltest, allmälig aus Deinem Herzen reißest und sie einem andern Deiner würdigen Mädchen zubringst. Ich werde darin einen letzten Beweis Deiner Liebe sehen, nach welchem ich, ohne Dich zu vergessen, weniger bei dem Gedanken leiden werde, daß ich einem Andern angehöre.

„Das schreibt Dir Laurence.

„Nun was Dir Laurence Deville schreibt.

„Stehe ihr bei gegen ihren Vater, der aus Ehrenhaftigkeit Dir sein Wort wird halten wollen.

„Sie entbindet Dich der Versprechungen, die Du vor diesem Vater gegeben hast und bittet Dich sie auch Deiner Seits der Verpflichtungen zu entbinden in einem Briefe an Herrn Deville.

„Lebe ewig wohl.

„Laurence Deville.“

Gestärkt durch das Opfer, das sie gebracht hatte, glaubte Laurence einige Augenblicke schlafen zu können. Sie hatte ja der Mutter den Verstand gerettet.

Die Marquise von Savinières besaß zu viel Welterfahrung, um nicht zu errathen, welches schmerzliche Drama, an dem sie selbst betheiliget sei, in Vareilles spiele. Die Krankheit ihrer Cousine und die Traurigkeit derselben deuteten auf schreckliche Seelenleiden. Sobald sie sich also zu ihr begeben konnte, ging sie in das Zimmer Helene's. Wie verwunderte sie sich! Helene sah freudestrahlend aus. Ihre Augen hatten einen ganz ungewöhnlichen Glanz; nur einige Spuren zeigten sich noch in ihren Zügen von den letzten Kämpfen. Ihre Kräfte schienen vollständig wiedergekehret zu sein.

„Wir siegen, liebe Freundin,“ sagte sie zu ihrer Cousine. „Gott hat meine Ausdauer und unsere Anstrengungen gesegnet. Ich habe das Versprechen Laurence's und ich weiß, daß ich auf dasselbe bauen kann; sie nimmt die Hand Chantonnay's an.“

„Das ist mir in jeder Hinsicht angenehm, liebe Helene, namentlich Deinetwegen. Der Kummer brachte Dich ja fast um und Laurence handelt als gute Tochter.“

„Ja, meine Laurence ist bewundernswürdig. Gott wird sie segnen. Der Pater Hieronymus wird sich über alles freuen. Gehe, liebe Cousine, melde ihm die gute Nachricht und höre, was er noch befiehlt. Wir werden eine neuntägige Andacht halten müssen, um Unserer lieben Frau von Salette zu danken. Sie war es gewiß, welche das Herz meiner lieben Tochter leitete. Sie ist so mächtig, die gütige Mutter.“

Die Marquise begab sich in aller Eile in das Pfarrhaus von Vareilles.

„Nun, Pater, ich bringe Ihnen eine gute Nachricht.“

„Welche, Frau Marquise?“

„Die, welche Ihnen jetzt die größte Freude machen wird.“

„Ist Deville bekehrt?“

„Das wird wohl später geschehen; Gott kann Ihren Gebeten nichts versagen. Aber das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist für Sie auch von Wichtigkeit. Laurence williget ein, Herrn von Chantonnay zu heirathen. Meine Cousine ist entzückt darüber. Sie sendet mich zu Ihnen, um es Ihnen zu melden. Was ist nun zu thun?“

„Gott sei gelobt! Welcher unverhoffte Erfolg! Ja, Frau Marquise, man muß immer hoffen, immer beten. Gott erhört die muthigen Seelen, die das Böse hassen und, selbst

wenn es an das Leben geht, mit dem Irrthume nicht unterhandeln. Die fromme Frau! Sie wird also die Freude haben, ihre Tochter einem Manne zu geben, der ihrer würdig ist, nicht aber einem der hochmüthigen, welche sich anmaßen, die Kirche regieren zu wollen. Zunächst ist also die förmliche Werbung um die Hand des Mädchens vorzunehmen. Würden Sie wohl die Güte haben, Frau Marquise, die Aeltern meines jungen Freundes bei Herrn Deville zu vertreten?"

„Sehr gern, hochwürdiger Pater. Deville ist von Guéret zurückgekommen; eben fuhr er in das Schloß ein. Noch vor dem Frühstücke spreche ich mit ihm und ein Paar Zeilen von mir werden Ihnen den Erfolg melden. Gestern noch hatte ich gar keine Hoffnung mehr und heute scheint alles gesichert zu sein."

„Wie aber gedenken Sie die schwierige Frage anzufassen, meinen Freund an die Stelle Villarets treten zu lassen?"

„Deville hat mit mir nie von der Heirath seiner Tochter gesprochen. Er behandelte mich einigermaßen als Fremde; ich darf also alles nicht wissen und das vereinfacht meine Rolle."

„Sie haben Recht; während Sie gehen, werde ich beten."

9.

Die Werbung.

Als die Marquise in das Zimmer des Herrn Deville trat, sah er seinen Katalog durch und notirte die Bücher, welche sein Buchhändler ihm senden sollte.

„Ach, werthe Cousine, was verschafft mir so früh Ihren Besuch? Wollen Sie einen Unglücklichen über den Verlust

seiner besten Bücher trösten? Das ist freundlich von Ihnen. Aber bedenken Sie, daß ich kostbare Ausgaben besaß und prächtige Einbände, die ich mir gar nicht wieder verschaffen kann. Mein Gresset z. B. kostete zweihundert Francs. Es war ein Prachtstück von Buchbinderei.

„Ja, der Pater ist ein fürchterlicher Mensch. Er übertreibt nach meiner Ansicht die Orthodoxie. Aber, Sie wissen, man hat mit den Kutten Nachsicht. Sie sind, wie die Frauen, Herr Vetter.“

„Ich danke für dergleichen. Ihre Launen sind sehr kostspielig. Und wenn nur ... Meine arme Helene hat viel leiden müssen. Und doch glaube ich sehr nachsichtig gegen sie gewesen zu sein. Sehr liebevoll bin ich aufgetreten; ihr Herz, hoffe ich, wird sich mir wieder zuwenden und sie wird einsehen, wohin sie der erbärmliche Mönch bringt. Diesen Morgen, als ich hierher ging, fand ich sie ruhig; ich freute mich außerordentlich darüber. Hoffentlich werden ihre Gedanken eine andere Richtung nehmen, wenn erst die Tochter verheirathet ist. Wir werden, mit unsern Kindern, eine lange Reise machen und wenn wir zurück kommen, wird Helene ihren Pfaffen vergessen haben. Heute noch, liebe Cousine, wollte ich Ihnen die Heirath Laurence's mit Villaret anzeigen. Sie haben den jungen Mann oftmals bei uns gesehen und Sie werden hoffentlich auch finden, daß schwerlich eine bessere Wahl für meine Tochter zu treffen ist. Gerade an dem Tage, an welchem Villaret eine Depesche erhielt, die ihn zu seiner Mutter berief, wollte ich Ihnen denselben als Bräutigam Laurence's vorstellen. Nun wird die Heirath binnen vierzehn Tagen vollzogen, ganz im Stillen, ohne Pomp und Aufsehen, wegen Armands Trauer, aber Sie werden uns jedenfalls die Freundlichkeit erweisen, bis zu dieser Zeit bei uns zu bleiben.“

„Lieber Vetter," antwortete die Marquise, „es ist seltsam, wie heute unsere Gedanken zusammentreffen: ich wollte mich eben anbieten, eine Heirath zu stiften."

„Für Marien?" fragte Deville, der bestimmt erwartete, sie habe den jungen Grafen im Sinne.

„Für Marie später; heute handelt es sich um Laurence."

„Um Laurence? Das ist zu spät, Cousine. Hat Ihnen Helene nichts mitgetheilt?"

„Sie hat mir nie etwas Bestimmtes gesagt, nichts als Andeutungen. Die Heirath schien ihr nicht zu gefallen und ich glaubte deshalb durchaus nicht, daß alles schon so gewiß sei."

Die Marquise verstand gelegentlich zu lügen.

„Ich bin überzeugt", fuhr sie fort, „daß der Schwiegersohn, den ich vorschlage, Helenen besser gefallen wird."

„Er würde der Tochter nicht gefallen und sie heirathet."

„Sie könnten sich doch irren. In Paris schon glaubte ich zu bemerken, daß mein Schützling der Laurence nicht mißfiel, sonst würde ich mich wohl gehütet haben, ihn mit hierher zu bringen."

„Mit hierher zu bringen? Sprechen Sie von Ihrem Neffen?"

„Nein, von dem Herrn von Chantonnay und ich halte in seinem Namen um die Hand Laurence's an."

„Cousine, Sie scherzen, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich solchen Scherz nicht verstehe."

„Es ist kein Scherz."

„Also Ernst?"

„Voller Ernst."

„Nun dann, Frau Marquise, schlage ich den Herrn von Chantonnay für meine Tochter aus."

„Aus welchem Grunde?"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, Laurence ist mit Villaret verlobt und sie liebt ihn.“

„Haben Sie noch andere Gründe als diese, um Chantonnay abzulehnen?“

„Nein, aber sie scheinen hinzureichen.“

„Sie wollen doch das Glück Ihrer Tochter?“

„Können Sie daran zweifeln?“

„In diesem Falle brechen Sie mit Villaret, denn Laurence liebt ihn nicht.“

„Laurence liebe ihn nicht mehr? Das ist nicht möglich, Frau Marquise?“

„Das hat sie nicht gewagt, Ihnen zu sagen, mir aber und ihrer Mutter hat sie es mehr als einmal gesagt und ich bin hier, um Laurence für Chantonnay zu erbitten, den sie liebt und von dem sie geliebt wird.“

„Noch einmal, werthe Marquise, es ist nicht möglich.“

„Und ich sage, es ist so.“

„Als Villaret nach Nizza abreisete, war Laurence in Verzweiflung.“

„Villaret ist bereits seit sechs Wochen fort.“

„So Frau Cousine, wenn das wahr wäre, wenn meine Tochter in so kurzer Zeit Armand vergessen hätte, würde sie viel in meiner Achtung, ja selbst in meiner Liebe verlieren.“

„So wäre dies für Sie ein neuer Beweis von der Unbeständigkeit des weiblichen Herzens.“

„Ich halte meine Tochter nicht für ein so gewöhnliches Weib.“

Deville saß einen Augenblick nachdenklich da.

„Ich errathe Alles“, sagte er dann. „Dahinter steckt auch der Pfaffe, aber ich schwöre vor Gott, daß wenn ich auch den Mönch bis zu einem gewissen Punkte mein Glück habe stören lassen, ich ihn das Glück meiner Tochter unter keiner Bedingung antasten lasse.“

Deville zitterte vor Zorn.

Die Marquise erschrak nicht so leicht.

„Reden wir verständig", sagte sie; „bleiben wir ruhig; wir spielen ja nicht Comödie, wenn auch eine Heirath das Ende ist, ernste Dinge behandele ich gern ernst, wie es sich geziemt."

„Erklären Sie sich endlich, Frau Marquise. Wollen Sie bestreiten, daß der Pater Hieronymus bei allem dem betheiliget ist? Weiß ich doch, daß er immer gegen Villaret gehandelt hat."

„Wie es sein Recht war", antwortete die Marquise kalt.

„Wie so sein Recht?"

„Allerdings, für ihn war Villaret ein Glaubensloser und er sah in dieser Heirath eine Gefahr für das Seelenheil Ihrer Tochter, das er zu retten wünschte. Seine Theorie ist albern, das gebe ich zu, aber da der Mönch nun einmal diesen Charakter besitzt, so erklärt es sich."

„Er ist es auch, der Herrn von Chantonnay aufstellt?"

„Ich glaube, er würde es nicht ungern, oder vielmehr gern sehen, wenn er der Schwiegersohn Helenens würde, aber er schickt mich jetzt nicht zu Ihnen und ich muß Ihnen sagen, Herr Vetter, daß ich mich nicht so leicht von einem Mönche, wer er auch sei, dirigiren lasse. Vor einer Stunde noch wußte der Pater nichts von dem Entschlusse Laurence's; ich habe ihm denselben erst mitgetheilt; er staunte vielleicht noch mehr als Sie selbst darüber. Auch will ich erwähnen, daß ich alles gethan habe, um Chantonnay in den Augen Laurence's annehmbar erscheinen zu lassen. Sie hatten mir von Ihren Plänen nichts mitgetheilt und ich konnte also ganz nach Belieben handeln. Ich wünschte, daß Ihre Töchter sich mit Männern aus den Kreisen verheiratheten, in denen ich lebe; von Chantonnay gehört zu denselben; Vermögen besitzt

er nicht, wohl aber einen schönen Namen und feste Grundsätze. Ich bin wie Sie aus bürgerlichem Stande; mein Großvater war Kaufmann, während Ihre Familie eine alte bürgerliche ist. Aber immer freute ich mich, den Marquis von Savinières geheirathet zu haben. Die Liebe dauert bisweilen in den weiblichen Herzen nicht lange, aber die Freude der Eitelkeit werden sie nie überdrüssig. Da gestehe ich Ihnen, daß ich diese meine Ansicht Ihrer Laurence in allen Formen vorgetragen habe, wenn ich auch nicht glaubte, daß ich so viel Glück damit machen würde."

„So hätte sich meine Tochter wirklich durch Eitelkeit bestechen lassen?"

„In diesem Punkte muß ich sie rechtfertigen. Es kamen wohl mehrere Gründe zusammen, die sie bestimmten. Villaret gefiel Ihnen, aber er mißfiel Helenen und dies mußte bei Ihrer Tochter von Gewicht sein. Laurence fühlte, daß sie, bei ihrer Schönheit und ihrem Vermögen, bestimmt sei, eine Rolle in der großen Welt zu spielen. Ihre Heirath mit dem Schriftsteller Villaret, der zu den Feinden der weltlichen Macht des Papstes gehört, würde ihr den Eintritt auf immer verschlossen haben Wenn Villaret körperliche und geistige Vorzüge besitzt, so konnte Chantonnay den Vergleich mit ihm recht wohl aushalten und er hat überdies einen berühmten Namen. Villaret liebte Ihre Tochter, Chantonnay ist leidenschaftlich in sie verliebt; der Arme verliert ganz den Kopf; also auch in diesem Punkte senkt sich die Wagschale für ihn."

Deville saß an seinem Schreibtische, stützte den Kopf auf beide Hände und schien ernstlich nachzudenken. Vielleicht hörte er aber auch gar nicht auf die Rede der Marquise, denn als sie noch viel länger gesprochen hatte, antwortete er doch nicht.

Die Marquise überließ ihn seinen Gedanken, aber da er zu lange schwieg, fragte sie endlich:

„Was soll ich dem Herrn von Chantonnay antworten?“

Deville zuckte als würde er plötzlich aus dem Schlafe geweckt.

„Glauben Sie gewiß, daß meine Tochter diesen Mann liebt?“

„Freilich, sie liebt diesen Mann. Wissen Sie, Vetter, daß die Familie dieses Mannes, wie Sie sich ausdrücken, eine der ältesten des Landes ist?“

„Was liegt mir daran, Frau Marquise? Wenn Herr von Chantonnay einer Schule nicht angehörte, deren fanatische Tendenzen mir verhaßt sind, so würde ich gegen ihn nichts einzuwenden haben; ich muß ihm sogar die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er viel vernünftiger zu sein scheint, als seine Collegen. Auf unserer Reise an den Ufern der Creuse haben wir viel mit einander geplaudert; ich fand bei ihm erhabene Ideen und gesunden Verstand, so daß ich mir zu bemerken erlaubte: Herr von Chantonnay, ich glaube, Sie werden sich von jenen unklugen Personen bald lossagen, welche die schönste Sache, die ein Schriftsteller vertheidigen kann, die der Religion, herunterbringen. Aber vielleicht spielte er auch nur eine Rolle. Kurz, Frau Marquise, Herr von Chantonnay ist nicht der Mann, den ich gewählt haben würde, wenn Villaret nicht im Spiele wäre; wenn es aber wahr ist, daß meine Tochter ihn liebt, so mag sie, so mag ihre Mutter, so mögen Sie und der Mönch ihren Willen haben. Haben Sie nur die Güte, meine Tochter zu mir zu schicken, ich will sie selbst und ohne Zeugen fragen.“

Die Marquise ging, nachdem sie Deville die Hand gereicht hatte, die dieser kalt hinnahm.

Auf dem Wege über einen der Corridors des Schlosses

begegnete sie ihrem Neffen und Hector von Chantonnay; sie zog diesen in eine Fensterbrüstung und sagte zu ihm:

„Laurence liebt Sie und zieht Sie Villaret vor. Ich habe eben mit ihrem Vater gesprochen und er will Ihnen seine Tochter geben.“

Schnell eilte sie dann hinweg und ließ Hector erstaunt und erfreut stehen.

Die intrigante Marquise glaubte sich in gar nichts von der Wahrheit zu entfernen als sie dem jungen Manne diese schmeichelhafte Versicherung gab. Laurence hatte ja auch nicht sagen mögen, daß sie sich ihrer Mutter aufopfere, und noch viel weniger, welche schrecklichen Befürchtungen sie veranlaßt hatten, in dieses schmerzliche Opfer zu willigen. Nachdem sie dies Märtyrerthum einmal übernommen hatte, mußte sie muthig weiter schreiten, den Widerstand ihres Vaters überwinden und darum sich selbst verläumden. Sie hatte der Marquise gesagt, sie begreife die Vortheile der Verbindung mit einem Manne von hoher Geburt, besonders wenn sie bei besserer Prüfung ihres Herzens sich sagen müsse, jener Mann verdiene wohl geliebt zu werden.

Die Marquise glaubte nicht an die Liebe; sie sah in derselben ein Fieber, dessen Anfälle immer einmal ein Ende haben müßten, gleichviel ob sie längere oder kürzere Zeit dauerten. Auch begriff sie nicht, daß ein junges Mädchen bürgerlicher Herkunft einen Edelmann ausschlage, um sich mit einem Bürgerlichen zu verheirathen. Sie wunderte sich also nicht im mindesten über den raschen Wechsel Laurence's.

„Ich hatte es vorausgesehen,“ dachte sie bei sich; „sobald Villaret nicht da war, mußte Chantonnay sein Ziel erreichen.“

„Mein Kind,“ sagte sie zu Laurence, „Dein Vater er-

wartet Dich in seinem Zimmer. Hoffentlich steht Dein Entschluß unverändert fest."

„Ja, unveränderlich. Beruhigen Sie sich."

Laurence begab sich zu ihrem Vater.

Deville breitete ihr die Arme entgegen aus; er meinte, sie müsse in dieselben sinken und sagen: „man hat Dich getäuscht, Vater. Ich bin Deiner würdig; ich liebe noch immer den, welchen Du so gern als Deinen Sohn aufnehmen willst."

Es geschah indeß nicht so. Das betrübte junge Mädchen drängte die Gefühle in sich zurück, die hervorbrechen wollten. Ihr bleiches Gesicht blieb ausdruckslos.

„Du hast mich rufen lassen; da bin ich."

Der unglückliche Vater war ganz bestürzt über diese anscheinende Kälte. Sollte er denn eine Liebe nach der andern verlieren, die ihn bis dahin so glücklich gemacht hatte?

„Mein Kind," fragte er Laurence, „ist es wahr, daß Dein Herz sich geändert hat?"

„Ja, Vater," antwortete Laurence; „ich achte Villaret, aber dies ist jetzt das einzige Gefühl, das ich ihm gewähren kann."

„Und Du machst Dir keine Vorwürfe darüber, Laurence, daß Du Deinem Vater kein Vertrauen geschenkt hast, Deinem Vater, der Dich so sehr geliebt hat und Dich noch immer liebt, obgleich Du heute sein Herz so schwer verwundest?"

Laurence konnte bei diesen so liebevollen und doch so bittern Worten die Thränen nicht zurückhalten; aber sie antwortete nicht.

„Du antwortest mir nicht? Ich sehe wohl, daß wir einander nicht mehr verstehen. Es ist also wahr, daß Chantonnay Armand in Deinem Herzen ersetzt hat?"

„Ja, Vater."

„Du liebst den jungen Mann?"

„Ja, Vater."

„Und Du würdest unglücklich sein, wenn ich Dir meine Zustimmung zu Deiner Verheirathung mit ihm versagte."

„Sehr unglücklich."

„Mein Kind," sagte Deville, indem er Laurencen fest ansah, „erlaube mir, daß ich noch immer an Deinen Worten zweifele. Ich glaube zu errathen, was in Deiner Seele vorgeht. Liebes Kind! Du liebst Deine Mutter; sie legt Dir ein schmerzliches Opfer auf und Du willigest ein, dasselbe zu bringen; ich aber, Dein Vater, werde nicht dulden, daß Du Dich dem Despotismus des Paters Hieronymus opferst."

„Ich versichere, Vater, daß die Mutter nichts von mir verlangt hat."

„Willst Du mir schwören, daß Du Herrn von Chantonnay wirklich liebst? Ehe Du mir antwortest, Kind, bedenke, daß ein Schwur eine religiöse Handlung ist, und ich verlange einen Schwur von Dir."

Laurence zögerte.

„Ich irre mich nicht," sagte Deville, „Du opferst Dein Glück, das Glück Armands und das meinige Deiner Mutter. Das gebe ich nicht zu."

Laurence schlug die schönen Augen zum Himmel auf; sie betete zu Gott, daß er ihr den falschen Schwur verzeihen möge, streckte dann die Hand empor und sagte mit ruhiger und fester Stimme:

„Du irrst Dich, Vater; ich zögere nicht, ich opfere mich nicht dem Willen meiner Mutter: ich liebe Herrn von Chantonnay, ich schwöre es."

„Du sollst den Herrn von Chantonnay heirathen, Laurence."

10.

Die Liebe vom Gesichtspunkte des Paters Hieronymus aus.

Als Chantonnay von der Betäubung sich erholt, in die ihn die Erklärung der Marquise über die so unerwartete Liebe Laurence's zu ihm versetzt hatte, verließ er Louis von Savinières und begab sich in das Pfarrhaus von Bareilles. Er traf da den Pater Hieronymus.

„Nun, mein Sohn,“ sagte der Mönch, „wir triumphiren; Ihre Heirath steht nun fest; sie wird sofort vollzogen werden und ehe drei Monate vergehen, wird die erste Nummer unserer Zeitung erscheinen. Sie sehen, wie gutmüthig ich bin, ich gestatte Ihnen eine ansehnliche Zeit zu den Flitterwochen.“

Der Pater war ungemein heiter, er klaschte in seine dürren Hände, die einen Ton von sich gaben wie Castagnetten.

Chantonnay hörte den Mönch mit ernster Miene an, über welche jener sich wunderte.

„Wie kalt Sie sind, junger Freund! Ich fürchtete den Jubel über Ihr Glück mäßigen zu müssen; ich erwartete Entzücken und Sie sehen so gleichgiltig aus! Eine Million Mitgift, lieber Hector! Eine große Zeitung, an deren Spitze Sie stehen sollen! Wenn die Achtung, die ich meinem Gewande schuldig bin, mich nicht zurück hielte, würde ich hüpfen und springen wie ein junger Bock.“

„Mein Herr Pater,“ entgegnete Chantonnay, „ich werde auch hüpfen und springen, aber wenn es Zeit ist. Wenn die Frau Marquise mir heute früh gesagt hätte: aus der Heirath Villarets wird nichts, würde ich eine gewisse Freude empfunden und gehofft haben, mit der Zeit die Liebe des Fräulein Deville erlangen zu können.“

„Wohin zielen Sie?"

„Sie sollen es sogleich hören. Die Marquise warf mir im Vorbeigehen zwei Behauptungen zu: aus der Ehe wird nichts und Laurence liebt Sie. Das Erstere halte ich für möglich. Was der Mönch will, will Gott, sagt ja das Sprichwort. An das Zweite wage ich nicht zu glauben oder vielmehr glaube ich nicht."

„Sie wagen es nicht zu glauben? Für so blöde, für so wenig voll Selbstvertrauen hätte ich Sie nicht gehalten. Sie machten, ich muß es jetzt sagen, immer den Eindruck, als wären Sie ziemlich von sich eingenommen und nun fallen Sie in das Gegentheil. Steigt Ihnen das ritterliche Wesen Ihrer Vorfahren zu Kopfe? Ich bewundere Sie in der That, daß Sie nicht zu glauben wagen und wenn Sie so ganz entschieden nicht glauben, macht es Ihrem Scharfsinne alle Ehre."

„Sie wissen also, daß sie mich nicht liebt?"

„Ja wohl weiß ich, daß Sie von ihr nicht geliebt werden. Die Mutter hat geweint und gebeten; da gab die Kleine nach und um den Vater zu bestimmen, wird man gesagt haben, sie sei, wie alle Frauen, wankelmüthig in ihren Neigungen und habe sich zu Gunsten Chantonnay's geändert; sie habe, nachdem sie lange mit ihm alberne Lieder zum Piano gesungen von Herz und Schmerz, von Liebe und was weiß ich? habe sie ihren Freigeist vergessen, der es nicht versteht, seine Liebe in Triller und Rouladen zu übersetzen. So ungefähr wird es gegangen sein und gewiß war es nicht schwer, Herrn Deville dahin zu bringen, daß er glaubte was er glauben sollte. Der würdige Mann weiß ja so Mancherlei und wird sich des Spruchs erinnert haben: „das Weib ist veränderlich," nehmen wir also den Herrn von Chantonnay

als Schwiegersohn an. Ich meines Theils sage Ihnen gerade zu: während Sie hier alles Mögliche aufboten, um das Herz des Mädchens zu gewinnen, theilte mir die Mutter mit, ihre Tochter werde ihre Gefühle gegen Villaret nie ändern."

„Madame Deville sagte die Wahrheit, Herr Pater."

„Mit welcher traurigen Miene Sie mir das sagen! Lieber Freund, ob ein Mädchen, das man heirathen soll, liebt oder nicht liebt, ist eine Nebensache; wenn Sie den Bräutigam für den Augenblick nicht liebt, so findet sich das später. Sehen wir die Sache aus höherem Standpunkte an. Ein durch ihren Character und durch ihren Geist interessantes Mädchen wird aus der unvermeidlichen Gefahr errettet, ihre Seele durch die Heirath mit einem falschen Katholiken zu verderben und ein großes Vermögen wird für die Ausbreitung der gesunden römischen Lehre mittels einer Zeitung gewonnen, welches dieses Vermögen verdoppeln kann; Chantonnay wird berühmt durch die Zeitung, zwingt die Gewalt, auf ihn Rücksicht zu nehmen als auf Eine der Säulen der weltlichen Macht — das sind die Rücksichten, die allein verdienen, von Ihnen beachtet zu werden, nicht aber die Frage, ob Ihre künftige Frau Sie bereits liebe. Herr Hector von Chantonnay, erlassen Sie mir zu Ihnen als Christ und Katholik zu reden. Ich möchte Anderes sagen."

„Sprechen Sie, Herr Pater."

„Sie scheinen vergessen zu haben, daß die Ehe nicht ein profaner Contract, sondern ein Sacrament ist, das zu dem einzigen Zwecke eingesetzt wurde, der Kirche in rechtmäßiger Weise Kinder zuzuführen. Fräulein Laurence liebt Sie nicht. Was schadet das? Wird sie deshalb unfruchtbar sein? Beruhigen Sie sich. Der alleinige Zweck der Ehe wird erfüllt werden und das genügt. Bereiten Sie sich durch Fasten und

Gebet vor, sonst verfallen Sie den Nestelknüpfern und andern Zauberern."

Zu einer anderen Zeit würde Chantonnay über solchen thörichten Aberglauben aus alter Zeit gelacht und gespottet haben; jetzt zuckte er nur die Achseln. Der Mönch bemerkte es wohl, that aber als habe er nichts gesehen und seine beleidigte Mönchswürde schwieg. Man ist ja einem jungen Manne, der Besitzer einer Million werden wird, Schonung schuldig. Der Pater forderte seinen Schützling einfach auf, in das Schloß zurückzukehren. Die Frau Marquise würde ihn seinem Schwiegervater und seiner Schwiegermutter vorstellen; er habe alles der Vorsehung anheim zu geben u. s. w. und er beschloß endlich diese Gemeinplätze mit der Bemerkung, er werde noch acht Tage bei dem Pfarrer in Vareilles bleiben.

11.

Eine Erklärung.

Hector von Chantonnay, der durch die Marquise von Savinières Herrn und Madame Deville vorgestellt wurde, hielt nun in aller Form um die Hand Laurence's an.

„Mein Kind," fragte der Vater, „hast Du zu Herrn von Chantonnay dieselbe Neigung, die er zu Dir zu haben versichert?"

Chantonnay erbleichte. Welche Antwort würde auf diese Frage erfolgen?

Deville schien durch seinen traurigen, aber beredten Blick der Tochter sagen zu wollen: wenn Dein Wille nicht frei ist, so kannst Du Dich noch losmachen von dem Bande, das Dir aufgedrungen wird.

Laurence bemerkte die Blässe Chantonnay's nicht, das Auge ihres Vaters wollte sie nicht sehen und so antwortete sie mit fester Stimme:

„Ja, Vater."

„Herr von Chantonnay," fuhr Herr Deville kalt fort, „ich gewähre Ihnen die Hand meiner Laurence. Die Hochzeit," setzte er hinzu, „könnte zu der Zeit stattfinden, welche ich.. zu einer andern bestimmt hatte."

Und er sah Laurence nochmals an.

Diese blieb, trotz dieser in ihr erregten Erinnerung, in ihrer marmorkalten Ruhe.

„Ich wünsche," sagte Herr Deville weiter, „daß der Abbé Courbon Sie einsegne, denn ich werde an diesem Tage einen wirklichen Freund in meiner Nähe sehr nöthig haben."

Madame Deville sah freudestrahlend aus. Man hatte ja dem Pater Hieronymus gehorcht und ihre Laurence vermißte offenbar den gottlosen Villaret nicht. Helene hatte einmal die Grenzen überschritten, die den Verstand von der Verrücktheit trennen. Es war ihr eine unklare Erinnerung an die schreckliche Nacht geblieben, in welcher die Tochter für ihre Ruhe sich geopfert hatte. Welche Worte hatte sie damals mit Laurence gesprochen? Das hatte sie vergessen. Wie hatte sie das Mädchen vermocht, sich unter den eisernen Willen ihres Beichtvaters zu beugen? Sie konnte sich keine Rechenschaft davon geben. Sie fühlte, daß ihr Kopf ermüdete, wenn sie sich bemühete, Licht in dieses Dunkel zu bringen; aber Laurence hatte zu der Marquise gesagt: ich liebe Herrn von Chantonnay; sie hatte es laut verkündiget und so war es ohne Zweifel wahr. Es blieb ihr nichts übrig, als Gott für das Wunder zu danken, das er bereitet, als er das Herz Laurence's gewendet. Der Pater Hieronymus hatte seiner Beichttochter gesagt, daß sie den Frieden wieder=

finden werde, nachdem sie einen entscheidenden Sieg über den Dämon des Irrthums errungen, der Villaret vermöge, eine christliche Familie zu verderben. Der Pater hatte Recht, immer Recht. Es war jedenfalls gut und heilsam, auf dem Pfade des Gehorsams zu wandeln. Helene küßte die Tochter und wiederholte mehrmals:

„Wir werden glücklich sein, meine Laurence, recht glücklich.“

„Ja, Mutter,“ antwortete das arme Mädchen, indem es die Liebkosungen der Mutter erwiderte, „wir werden glücklich sein.“

Aber sie wendete sich ab, um die Thränen zu unterdrücken, die ihr in die Augen treten wollten.

Die Marquise von Savinières war zu klug, als daß sie nicht hätte sehen sollen, daß die Lage der Bewohner des Schlosses von Vareilles nicht die natürliche sei, aber Laurence heirathete doch nicht einen Bürgerlichen und das war für sie die Hauptsache. Deville hatte, ohne es geradezu auszusprechen, ihr Hoffnung gemacht, daß nach einem Jahre Marie Gräfin von Savinières werden solle.

„Und wirklich,“ dachte die Marquise, „ich würde mich auch nicht haben trösten können, wenn mein Neffe der Schwager Villarets geworden wäre.“

Das Schicksal Laurence's schien unwiderruflich bestimmt zu sein. Sie hatte den Brief an Villaret nicht abgehen lassen; sie las ihn noch einmal, setzte noch einige Zeilen hinzu und trug einem Kinde, welches eine Heerde in Vareilles hütete, auf, den Brief nach Souterraine zur Post zu tragen. Die Dienstleute konnten lesen und es wäre ja leicht möglich gewesen, daß Jemand erfahre, sie habe an Villaret geschrieben. Und Niemand durfte wissen, daß sie an ihn geschrieben.

Die Stunde des Diners kam. Herr von Chantonnay

hatte sich entfernt. Der Abend verging und Hector erschien nicht. Die Marquise bemerkte, daß das gegen alle Schicklichkeit verstoße. Wohin konnte er gegangen sein? Warum hatte er Niemandem etwas gesagt?

Louis scherzte über die Flucht eines Bräutigams am Tage der Verlobung.

„Wer weiß," sagte er, „ob der fromme Chantonnay nicht den heiligen Alexis nachahmen will, der seine junge Frau am Trauungstage verließ, um später in Bettlertracht wiederzukommen und seinen Aufenthalt unter der Treppe des Hauses zu nehmen, vielleicht um seine theure Gemahlin recht genau beobachten zu können?"

„Was erzählst Du uns da, Louis?" fragte die Marquise.

„Eine schöne Legende, die in Frankreich und in Italien allgemein im Volke bekannt ist. Ich habe mir immer erlaubt, diesen heiligen Alexis äußerst lächerlich zu finden und daß es ganz in der Ordnung gewesen wäre, wenn er von seinem Observatorium aus mehr gesehen hätte, als ein Mann wohl gern sieht. Wenn Chantonnay an den heiligen Alexis gedacht hat, ahmt er ihn nur von weitem nach. Er geht, ohne ein Wort zu sagen, vierzehn Tage vor der Trauung fort, das ist ehrlicher und überdies klüger."

Den andern Vormittag ging Laurence in dem Parke spaziren. Als sie da um eine Ecke bog, erblickte sie unerwartet Herrn von Chantonnay.

Anfangs wollte sie sich rasch entfernen, Hector aber hielt sie auf.

„Mein Fräulein," sagte er, „gewähren Sie mir einige Augenblicke, ich bitte sehr darum. Ich möchte über ernste Dinge mit Ihnen sprechen."

„Ich höre Sie, aber ich bitte dringend, mich nur so wenig als irgend möglich aufzuhalten."

„Sie haben gestern Ihrem Herrn Vater versichert, in einem Augenblicke, der über mein ganzes Glück in dieser Welt entscheiden sollte, daß Ihre Neigung zu mir der gleich sei, welche ich für Sie empfinde."

„Ja, Herr und ich sagte die Wahrheit, wie Sie wissen."

„Nein, nein, es war nicht die Wahrheit. Zu meinem ewigen Unglück, Laurence .."

„Laurence?!" fiel das Mädchen ein. „Sie vergessen sich, Herr von Chantonnay."

„Allerdings, ich vergaß mich, aber wenn Sie mich geliebt hätten, würden Sie es nicht bemerkt haben. Mein Fräulein, Sie lieben mich nicht nur nicht, sondern Sie glauben nicht einmal an meine Liebe zu Ihnen."

„Nun ja! Ich liebe Sie nicht, nein; ich glaube auch nicht an Ihre Liebe zu mir, nein. Aber bleiben Sie ruhig; Ihre Frau wird die Macht der Pflicht nicht vergessen. Wenn sie leidet, wird sie sich doch nicht beklagen. Die unglücklichen Frauen sind ihren Männern sehr lästig; ich werde thun, was ich vermag, um Ihnen nicht lästig zu sein."

„So lieben Sie mich in der That nicht? Nun wohl, mein Fräulein. Ihre so offenherzige Freimüthigkeit benimmt mir die letzte Illusion, aber Sie werden mir wenigstens Ihre Achtung nicht versagen."

„Meine Achtung, Herr von Chantonnay!" entgegnete Laurence und ihre Wangen wurden purpurroth. „Meine Achtung ...?

„Laurence, nein, Fräulein, vollenden Sie nicht; hören Sie mich erst einige Augenblicke an. Ich stamme aus einer alten Familie, habe kein Vermögen und kam nach Paris. Ich arbeitete an kirchlichen Journalen. Ich besitze Ehrgeiz und wünsche eine glänzende Heirath zu machen; der Pater Hieronymus ist mein Freund und er forderte die Frau Mar=

quise auf, mich in Ihre Familie einzuführen; ich sah Sie, Laurence, und ich schwöre es Ihnen zu, alle ehrgeizigen Berechnungen schwanden, ich liebe Sie."

„Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht von Ihrer Liebe. Ich bin noch nicht genöthiget, Sie zu hören. Ich weiß sehr wohl, daß ein Mädchen mit einer Million Mitgift stets leidenschaftliche Liebe erregt."

„Gut, Fräulein. Sprechen wir nicht mehr davon. Bin ich denn aber verächtlich, weil ich nach der Ehre strebte, Fräulein Deville zu heirathen?"

„Ja, wenn Sie wußten, daß das Herz des Fräulein Deville nicht mehr frei sei."

„Ich will es nicht läugnen, man hat mir gesagt: Sie haben einen Nebenbuhler, Villaret, aber Madame Deville haßt ihn und eine förmliche Verlobung besteht noch nicht. Villaret — ich habe ihn selten gesehen, wie Sie wissen — schien mir der Liebe eines verständigen Mädchens ganz würdig zu sein und es wurde mir nicht schwer zu bemerken, daß Sie Alles für ihn waren. Ihre Liebe, mein Fräulein, verhüllte sich den Augen des Nichteingeweihten unter einem meinem eifersüchtigen Blicke undurchdringlichen züchtigen Schleier. Ich bewahrte also meine Hoffnung. Das sind meine Verbrechen! Können Sie mir dieselben nicht verzeihen? Noch einmal, bin ich nicht einmal werth, Ihre Achtung zu besitzen?"

Laurence antwortete nicht.

„Sie fragen mich nicht," sagte Chantonnay, „warum ich gestern das Schloß verließ?"

„Warum sollte ich Sie fragen?"

„Ich ging nach Souterraine und zwar um — Ihretwillen."

„Um meinetwillen?"

„Allerdings. Gestern, gegen vier Uhr, wollte ich dem Pater Hieronymus einen Besuch machen und begegnete da einem Kinde, das einen Brief in der Hand hielt und die Adresse auf demselben heraus zu buchstabiren versuchte.“

„Was wollen Sie damit sagen? Hätten Sie gewagt, dem Kinde den Brief abzunehmen?“

„Beruhigen Sie sich und hören Sie mich an. Das Kind buchstabirte also und sagte zu mir: „nicht wahr, an den Herrn Villaret in' Paris? Ich kann schon Geschriebenes lesen.“ Ich fragte, wohin es den Brief trage. — Nach Souterraine, erhielt ich zur Antwort. Nun fürchtete ich, Fräulein, daß das Kind den Brief so wie mir auch Andern zeigen werde, nahm ihn deshalb an mich, trug ihn selbst nach Souterraine und kam erst heute früh von dort zurück. Ich hatte nachzudenken; der Brief klärte mich auf.“

„Sie lasen ihn?“ fragte Laurence.

„Ach, Fräulein, können Sie mich einer solchen Gemeinheit fähig halten? Nein, ich las den Brief nicht; erkannte ich nicht Alles schon aus der Adresse? Und sah ich nicht die Spuren Ihrer Thränen auf dem Papiere?“

„Herr von Chantonnay, brechen wir dieses Gespräch ab. Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Brief dem Kinde abgenommen haben, aber glauben Sie, er enthielt nichts, nein, er enthielt nichts .. nur, wie Sie richtig errathen haben werden, ein letztes Lebewohl an den, welchen ich geliebt. Ich habe versprochen Ihre Hand anzunehmen .. Meine Mutter, ... eine Mutter vermag viel über ihre Tochter. Vielleicht verdienen Sie später meine Achtung und ich wünsche, sie Ihnen gewähren zu können.“

Darauf entfernte sich Laurence schnell von Chantonnay.

„Arme Laurence!“ dachte dieser bei sich. „Ja, auf ihrem Briefe sehe ich Thränenspuren.“

Chantonnay drückte seine Lippen darauf; er hatte den Brief in Souterraine nicht zur Post gegeben.

12.

Der Adel giebt Pflichten.

Hector von Chantonnay suchte an diesem Tage keine Gelegenheit, mit Laurence unter vier Augen zu sprechen, aber er machte einen langen Spaziergang mit dem jungen Grafen von Savinières. Dieser hatte offenbar mit großem Leidwesen seinen Freund Villaret durch den Schützling des Paters Hieronymus verdrängen sehen; er theilte die Ansichten seiner Tante über das Unpassende keineswegs, einen Bürgerlichen zum Schwager zu haben und war seit dem Anhalten um die Hand Laurence's sehr kalt gegen Chantonnay. Aber weil entweder die Gefühle des jungen Grafen schnell schwanden oder weil Herr von Chantonnay gegen ihn sich besser gerechtfertiget hatte als bei Laurence, schien das gute Einvernehmen zwischen den beiden jungen Männern völlig wieder hergestellt zu sein, als sie in das Schloß zurückkamen.

Der nächste Tag war ein Donnerstag, das Frühstück war eben vorüber und die ganze Gesellschaft befand sich in einem Zimmer. Hector schien mit Gedanken sehr beschäftiget zu sein; er sah häufig nach der Uhr und schien ärgerlich über das langsame Vorrücken der Zeiger zu sein, oder er trat an eines der Fenster, das in den Schloßhof sah, blieb einige Augenblicke da stehen, blickte wieder nach der Uhr und kehrte von neuem an das Fenster zurück.

„Da ist er!“ rief er endlich plötzlich aus.

„Sie erwarten Jemanden?“ fragte ihn die Marquise. „Es fährt allerdings ein Wagen vor.“

Deville trat ebenfalls an das Fenster, um sich zu überzeugen, welche Gäste anlangten. Aus dem Wagen stieg der Abbé Courbon, aber derselbe war nicht allein, mit ihm kam ein junger Mann in schwarzer Kleidung, mit einem schwarzen Kreppbande um den Hut. Der junge Mann war Armand Villaret.

Laurence stieß einen leisen Aufschrei aus, als sie seinen Namen nennen hörte; sie stand von dem Sofa auf, auf dem sie neben ihrer Mutter gesessen hatte, sank aber bleich und zitternd alsbald wieder zurück. Armand trat in diesem Augenblicke ein, eilte auf sie zu, nahm ihre Hände in die seinigen und sagte in tief bewegtem Tone:

„Laurence, liebe Laurence, was ist geschehen? Wissen Sie, daß die Depesche mich sehr erschreckt hat? Ich hielt Sie für krank und Sie sehen allerdings sehr bleich aus. Mein Gott, was ist Ihnen geschehen?“

„Es ist mir nichts geschehen,“ antwortete Laurence; „ich freue mich, Sie zu sehen aber.. wie kommen Sie hierher und jetzt?“

Alle Anwesenden, außer Chantonnay und Savinières, richteten gleichzeitig diese Frage an Villaret.

„Ich habe es ja schon gesagt,“ antwortete dieser; ich erhielt gestern eine telegraphische Depesche. Hier ist sie; sie lautet: „Ihre Anwesenheit ist dringend nöthig in Vareilles; es handelt sich um Laurence.“ Leider war die Zeit des Abgangs des Zuges nach Limoges schon vorüber und ich mußte warten. Da ging ich zu dem Abbé Courbon und der vortreffliche Freund, der mich so besorgt sah, entschloß sich, mich zu begleiten.“

„Von wem ist die Depesche?“ fragte Deville; „wer schickte sie? Und zu welchem Zwecke?“

„Jetzt muß ich als deus ex machina auftreten,“ sagte Chantonnay.

Er trat dann zu Fräulein Laurence und sagte zu ihr:

„Um Sie von einem Manne zu befreien, der Ihnen nun hoffentlich nicht mehr verhaßt ist, sandte ich eine Depesche an Herrn Villaret. Damit erklärte ich zugleich, daß ich dem Glücke entsage, das ich einige Tage für möglich hielt. Ich gebe Ihnen das Wort zurück, das Sie mir gaben. Halten Sie mich nun auch noch Ihrer Achtung nicht für würdig? Wollen Sie mich nicht wenigstens Ihren Freund nennen?“

Laurence sah eine Thräne in den Augen Chantonnay's und sie konnte ihre eigenen Thränen auch nicht länger zurückhalten.

„Ja,“ sagte sie, „Sie werden ein Freund für mich sein und für ihn.“

Der Abbé Courbon und Villaret begriffen nichts von allen dem und sie baten um Erklärung.

„Wissen Sie wohl,“ sagte die Marquise zu Chantonnay, „daß Sie etwas sehr Gutes gethan haben?“

„Frau Marquise,“ antwortete Chantonnay mit traurigem Lächeln, „vor zwei Tagen verspottete mich der Pater Hieronymus wegen meiner, wie er es nannte, ritterlichen Sentimentalität; wenn er will, kann er jetzt fortfahren. Alle Privilegien des Adels sind abgeschafft, eine Devise nur ist ihm geblieben und an dieser halte ich fest; Sie kennen diese Devise.“

„Ja wohl kenne ich sie,“ fiel die Marquise ein, „der Adel giebt Pflichten. Aber“, fuhr sie in Gedanken fort, „wegen solcher Zartgefühlsbedenken heirathet Laurence einen Bürgerlichen. Wenn es sich nicht um eine Mitgift von

einer Million handelte, würde ich die Heirath Louis mit Marien nicht zu Stande kommen lassen."

„Mein Fräulein," sagte Chantonnay zu Laurence, „es bleibt mir nur übrig, Ihnen den Brief zurückzugeben, den zur Post zu geben ich für unnöthig hielt.. Jetzt werde ich zu dem Pater Hieronymus gehen; er hat acht Tage lang über den Gehorsam und das Opfer gepprediget. Ich glaube die Bedeutung des letzten Wortes besser zu verstehen als er. Leben Sie wohl, mein Fräulein und — möchten Sie recht glücklich sein!"

„Lieber Vater," bemerkte Laurence nach der Verabschiedung Chantonnay's, „ich übergebe Dir diesen Brief; lies ihn, beurtheile mich und — verzeihe mir."

Sie führte den Vater an das Ende des Zimmers und hier setzte sie leise hinzu: „ich mußte einwilligen, Herrn von Chantonnay zu heirathen, um meine Mutter von dem Wahnsinne zu bewahren. Sein Zartgefühl macht nun diese Heirath unmöglich, aber sagen muß ich Dir, daß ich sehr gern das Geheimniß vor Dir bewahrt gesehen hätte. Einen Augenblick sah ich die arme Mutter schon im Irrsinne; ich wollte sie um jeden Preis heilen und Dir die schreckliche Verzweiflung ersparen. Gebe nun Gott, daß Du es vermagst, ein solches Unglück abzuwenden."

13.

Zorn des Mönches.

Nach diesen gegenseitigen Erklärungen kehrte die Ruhe in alle Gemüther züruck, nur nicht in das Helenens. Sie war gütig und sanft gegen ihre Tochter und gegen Villaret,

auch freundlich gegen den Abbé Courbon, aber tief traurig. Sie begriff offenbar nichts von dem was vorgegangen war und man beschloß einige Tage zu warten, ehe man gegen sie etwas von der Heirath ihrer Tochter erwähne. Der Pater Hieronymus sollte abreisen; war er fort, so mußte es leichter werden, auf das Herz und den Kopf der armen Frau einzuwirken, um so mehr als Laurence freudig bemerkte, daß ihre Mutter ganz zusammenhängend zu sprechen vermöge.

Der übrige Theil des Tages verging gut und die Nacht brachte nur eine leichte Aufregung, die nichts Beängstigendes hatte. Die gute Frau war zärtlich gegen ihre Tochter und Laurence schien glücklich zu sein.

Am andern Morgen ging Madame Deville in den Garten und mit Villaret, Savinières, Laurence und Marie da umher.

Da brachte man ihr einen Brief von der Hand des Pfarrers in Vareilles.

Madame Deville erbrach ihn, entfernte sich einige Schritte von den Uebrigen und begann zu lesen. Sie stand an einem Canale, der um den Garten lief. Plötzlich ließ sie den Brief fallen und sie stieß einen herzzerreißenden Angstschrei aus. „Die Hölle!“ rief sie, „da ist sie! Ich muß hinein!“ Und sie stürzte sich in das Wasser.

Villaret sprang ihr sogleich nach und zog die Unglückliche heraus. Sie war ohnmächtig. Auf das Angstgeschrei der Töchter kam auch Deville selbst herbei und half seine Frau in ihr Bett tragen. Der junge Graf hatte den Brief aufgehoben und gab ihn an Deville.

Helene war zu kurze Zeit in dem Canale geblieben, als daß ihr Leben gefährdet sein konnte, aber leider war das Unglück, das Laurence durch das schmerzlichste Opfer hatte abwenden wollen, nun wirklich eingetreten: die Mutter er-

kannte, als sie wieder zu sich kam, weder ihren Mann noch ihre Kinder. Der Arzt wurde gerufen, ein alter Freund des Hauses und er erklärte, daß die kranke Frau kein Fieber habe; er hörte aufmerksam auf die zusammenhangslosen Worte Helenens, in denen die Hölle, die Gottlosen und der Pater Hieronymus eine Hauptrolle spielten.

„Es ist religiöser Wahnsinn", sagte er, „der am allerschwersten zu heilende."

Zum Glück war der Irrsinn Helenens mild; sie ergoß sich in traurigen Fragen, in eifrigem Gebete und in Seufzern, welche die Herzen derer zerrissen, die sie hörten. Man beschloß, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, um das schreckliche Unglück vor dem Publicum geheim zu halten. Der Fall in den Canal galt für einen Zufall. Von der zahlreichen Dienerschaft im Hause kannten nur Lorenz und Jeannette die traurige Wahrheit und sie waren der Familie so treu ergeben daß man auf ihre Verschwiegenheit sicher rechnen konnte.

Während der Schlaf Helenen einige Ruhe gab, las Deville laut den Brief vor, welchen Savinières an dem Canale aufgehoben hatte.

Er war von dem Pater Hieronymus und lautete:

„Was höre ich, Madame? Jener Villaret ist zurück in Ihr Haus gekommen! Alle meine Pläne sind vernichtet. Der Geist des Bösen siegt. Ich wollte Alles thun, um Ihr Haus auf den Weg des Guten zu bringen; ich verwendete alle meine Zeit und all mein Denken darauf. Nichts war mir zu schwer, diese Gerechtigkeit werden Sie mir widerfahren lassen und daß ich in dem Pfarrhause bin, geschah, wie Sie wissen, nur um Ihretwillen.

„Jetzt haben Sie für gut gefunden, langsam zu handeln; Sie wollten alles schonen und mit den Rücksichten verfahren,

die Gott niemals wohlgefallen. Alles deutet auf vollständiges Mißlingen. Gott zieht sichtbar seine Hand von Ihnen ab und wer trägt die Schuld? Sie wollten die Gnade Gottes nicht erkennen. Statt dem Uebel von Anfange an entgegenzutreten, warteten Sie bis es erschien. Unterdeß hat der höllische Geist seine Werke vollbracht; er fuhr in den Geist Ihres Mannes wie Satan in Judas, damit er seinen göttlichen Meister verrathe. Und so ist es um die Seele Ihrer Tochter geschehen, Sie unglückliche Mutter!

„Ich muß mich offen gegen Sie aussprechen. Ich entsage der Leitung Ihres Gewissens. Sie konnten Großes bewirken, thaten es aber nicht. Gott hatte Ihnen den Ruhm vorbehalten, durch die Heirath Ihrer Tochter mit einem muthigen Vertheidiger des Papstthumes die heilige Sache der Kirche wieder aufzurichten. Sie wiesen diesen Ruhm von sich und ich weiß nun, daß Ihr Vermögen, in den Händen Villarets und des Abbé Courbon, zu irgend einem teuflischen Werke, unter der Maske des Katholicismus, verwendet werden wird. Sie haben die Interessen Belials gefördert und zum Aufbau *seines* Tempels beigetragen. Welche Schande für eine Christin!

„Es wird ein schrecklicher Tag kommen, an welchem Sie vergebens das in Ihrem Gewissen suchen werden, was Sie für die katholischen Werke gethan haben. Der Verkauf Ihrer Diamanten, die Aufopferung Ihrer Spitzen und einige Anweisungen auf tausend Francs für uns, die nach der Heirath Ihrer ältern Tochter zahlbar sind, die aber Ihr Mann und Ihr Schwiegersohn sich nicht schämen werden *nicht* zu zahlen, sind alles was sie thaten. Wenn Sie vor dem großen Richter erscheinen, werden Sie mit leeren Händen kommen.

„Möge Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit Ihnen den geringen Eifer vergeben, den Sie seiner Sache widmeten!

„Es wird vergeblich sein, mich hier in dem Pfarrhause, das ich schon morgen verlasse oder in Paris sprechen zu wollen, wo ich energischere Seelen zu leiten habe; ich werde Sie nicht empfangen.

„Ihr ergebener Diener, Madame,

„Bruder Hieronymus, von den Prediger-Brüdern.“

„Der Elende!“ rief Deville aus. „Er hat meine arme Helene umgebracht!“

„Das ist schrecklich!“ fiel Marie ein. „Mein Gott, er war Dein Diener? Das glaube ich nie. Ach wie vieles Andere wird mir nun klar!“

„Wir wollen einem Fanatiker verzeihen“, sagte Laurence.

„Er ist wüthend, das begreife ich“, sagte Deville. „Er gedachte seine Beichttochter auszubeuten, aber fürchte nicht, Du Infamer, die Unterschrift der Madame Deville wird honorirt werden.“

„Ich finde“, setzte die Marquise hinzu, „daß er genug erhalten hat. Die Diamanten und Spitzen der Cousine waren recht wohl sechszigtausend Francs werth.“

Louis von Savinières schwieg noch immer.

Endlich berieth man sich über die Maßregeln, die ergriffen werden müßten und man beschloß die Hochzeit Laurence sofort zu begehen, dann aber mit Helenen nach Italien zu reisen, weil der Arzt hoffte, durch die Reise, die Zerstreuungen und die körperliche Ermüdung ein glückliches Resultat herbeizuführen.

„Arme Laurence“, sagte Deville, „hätte ich vor sechs Monaten den Wünschen Armands nachgegeben, würden wir heute nicht so unglücklich sein.“

„Darum, Vetter“, fiel die Marquise ein, „verzögern Sie das Glück Louis und Mariens nicht. Die Kinder lieben einander; trennen Sie dieselben nicht.“

„So mögen die beiden Hochzeiten an einem Tage erfolgen!“ antwortete Deville.

„Marie“, entgegnete der junge Graf, „ehe ich die Hand annehme, die mir geboten wird, müssen Sie und Ihr Vater mich genau kennen. Als ich in Paris ankam, war in meinem Herzen noch ein Ueberrest des katholischen Glaubens; jetzt besitze ich nichts mehr davon; ich bin nicht einmal mehr Christ, nach den Ansichten des Paters Hieronymus. Sie, Marie, stehen seit acht Monaten unter der Leitung dieses Mannes; ich weiß nicht, in wie weit er Ihr Herz gefangen genommen hat, aber das weiß ich, daß Sie zwischen seiner Lehre und der meinigen werden wählen müssen. Der elende Mönch hat das Glück Ihres Vaters zerstört, und ich werde es deshalb nie zugeben, daß er oder einer seines Gleichen sich zwischen uns stelle. Nie wird ein Priester mich zu seinen Füßen sehen und ich werde nie zugeben, daß meine Frau zur Beichte gehe. Wollen Sie unter dieser Bedingung die meinige sein, Marie?“

„Ja“, antwortete diese; „der Pater Hieronymus hat den Verstand meiner guten Mutter zerstört und in mir den Glauben getödtet. Auch ich bin keine Katholikin, keine Christin mehr. Ich werde die Ihrige.“

„Mein lieber Savinières“, sagte traurig Deville, „vor einem Jahre würde ich Ihnen nach einem solchen Glaubensbekenntnisse meine Tochter nicht gegeben haben. Heute bin ich selbst in meinen Ueberzeugungen zu sehr erschüttert als daß ich streng gegen Sie sein könnte. Lieber Abbé Courbon, vor einem Jahre waren wir alle glücklich und gläubig. Was hat der Mönch aus unserm Glücke und unserm Glauben gemacht!“

„Wir werden die Mutter heilen“, fiel Laurence ein; „der Abbé Courbon wird die beiden Seelen wieder gewinnen, die

der Fanatismus des Mönchs Gott entfremdete und das Glück wie der Glaube werden wiederkehren."

„Hören Sie auf die Stimme dieses Kindes", sagte der Abbé Courbon zu Deville; „Gott spricht durch den Mund desselben. Das Christenthum hat aus der Hoffnung eine Tugend gemacht; lassen Sie uns hoffen. — Lieber Villaret", fuhr er zu diesem fort, „in Paris sagte ich Ihnen schon, die jetzige Art der Beichte, die Gewissensleitung, würde das Christenthum umbringen, wenn es nicht unsterblich wäre. Hoffen wir fort und fort, daß dem wahren Christenthume ein Tempel aufgebaut werde, welcher die ganze Menschheit in sich aufnimmt!"



Ende.



Druck von G. Kreysing in Leipzig.



